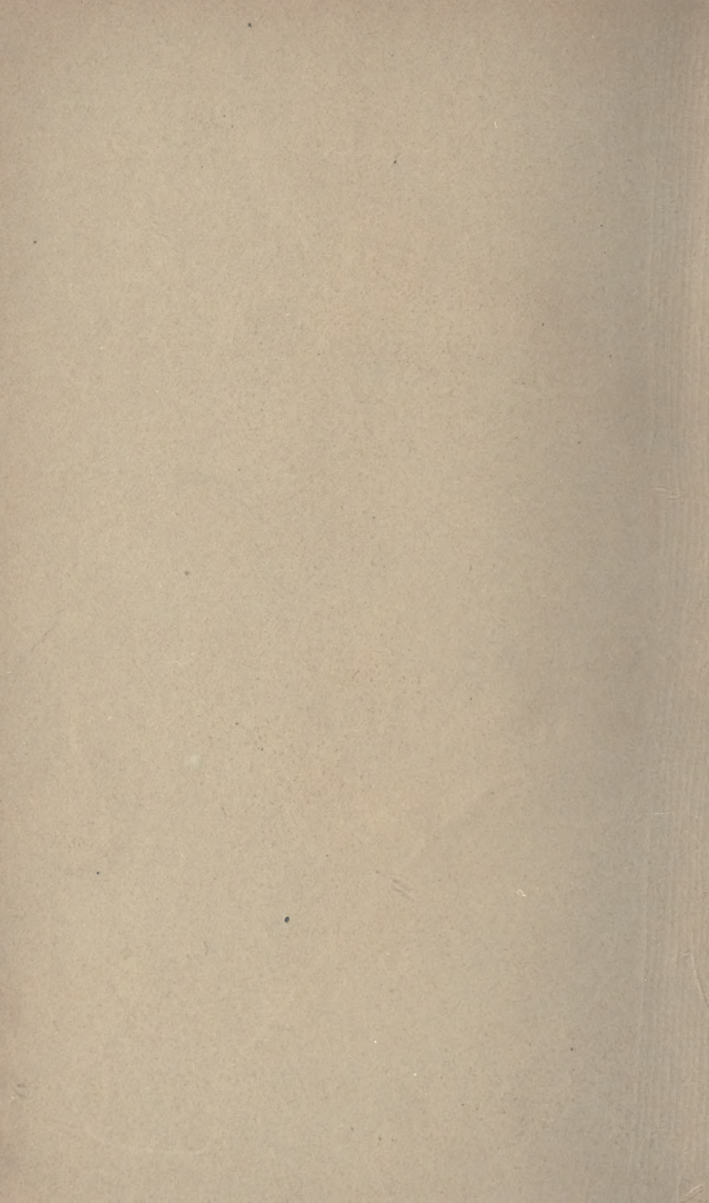
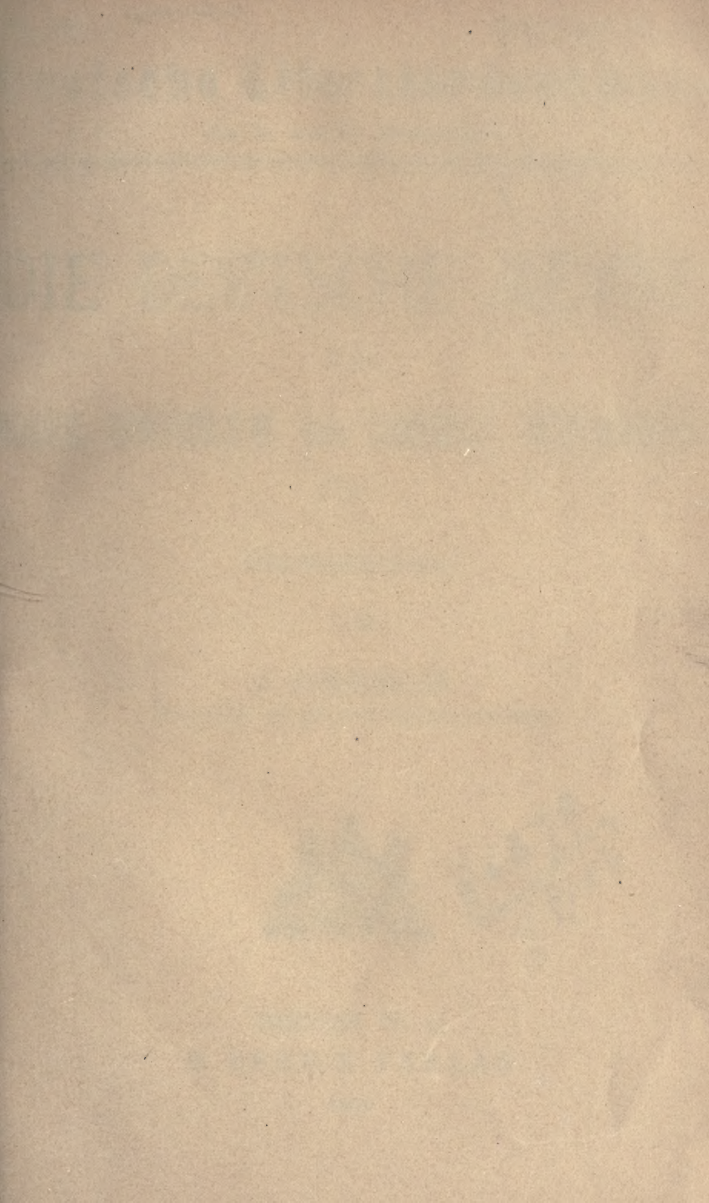






No. 132. Dritte Folge No. 12.

Deutsche Literaturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts

DIE DEUTSCHE REVUE

VON

KARL GUTZKOW UND LUDOLF WIENBARG

(1835)

HERAUSGEGEBEN

VON

J. DRESCH
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT POITIERS



BERLIN W. 35
B. BEHR'S VERLAG
1904

Herrn Professor

Albert Lange

in herzlichster Dankbarkeit

zugeeignet.

Einleitung.

I. Der Inhalt.

Seit dem ersten Januar 1835 schrieb Gutzkow das „Literaturblatt des Frankfurter Phönix"; seine Aufsätze waren aber, nach Form und Inhalt, so kühn, dass der Herausgeber der Zeitung, Sauerländer, und der verantwortliche Redakteur, Ed. Duller, in Schrecken gerieten und sich bald von ihrem jungen Mitarbeiter trennten. Vom 28. August an steht im „Phönix" kein Artikel mehr von Gutzkow. Er trug sich zu dieser Zeit mit dem Plane einer eigenen Revue und schrieb darüber an den Verfasser des „Danton", Georg Büchner, der sich nach Strassburg hatte flüchten müssen (28. August).[1])

„Ich bin in Ihrer Nähe, aber leider werde ich die Musse nicht haben, Strassburg besuchen zu können. Zwar bin ich jetzt ungebundener als je, weil ich mein Literaturblatt dem Phönix preisgegeben habe, aber es drücken mich doch mancherlei Geschäfte, weil ich gesonnen bin, noch vor dem neuen Jahre selbst ein Journal mit meinem Freunde L. Wienbarg zu ediren. Der Titel wird sein: ‚Deutsche Revue'; die Form,

---

[1]) Siehe „Briefe Gutzkows und seiner Braut", herausgegeben von Ch. Andler im „Euphorion" 1897 (drittes Ergänzungsheft S. 186) — und J. Dresch, „Gutzkow et la Jeune Allemagne," Paris 1904.

wöchentlich ein Heft. Ich gestehe aufrichtig, dass ich mich bei diesem Unternehmen ernstlich auf Sie verlassen möchte.“

Wienbarg, der ein Jahr früher, in der Vorrede zu den „Ästhetischen Feldzügen“, „das Junge Deutschland“ aus der Taufe gehoben hatte, hielt sich seit Anfang August in Frankfurt auf, und hatte bald mit Gutzkow ein literarisches Bündnis geschlossen. Es fehlte nur noch an einem Verleger für die geplante Revue. Gutzkow, der diesen Brief an Büchner aus Stuttgart schrieb, war dorthin gereist, um den Buchhändler Cotta für sich zu gewinnen. Ein Beweis dafür ist ein Brief Gutzkows an denselben, den Johannes Proelss[1]) in den Archiven Cottas aufgestöbert und in seinem Werke über das „Junge Deutschland“ herausgegeben hat. Wir entnehmen ihm folgende Stelle: „Als ich Ihnen den Plan der Deutschen Revue, eines Blattes, das gewiss den muntersten Succes haben würde, machte, wandten Sie Ihre Institute ein. Aber, verehrtester Herr Baron, Ihre Institute sind nichts Absolutes und verlangen, will man sie integriren, eine unendliche Vorsicht. Der Augsburger Zeitung z. B. kann ich nicht mehr bieten, als was sie von mir genommen hat: alles weitere, und wenn es sich in den loyalsten Grenzen hielte, würde eine Reformation bedingen, die den Gesichtspunkt jenes Instituts vor Fürsten und Ministern verrückte.“

Die Antwort des Herrn Barons Cotta besitzen wir nicht; sie war aber wahrscheinlich eine ablehnende, da eine ausserordentliche Beilage[2]) der „Allgemeinen Zeitung“ am 11. September erklärte, dass die „Deutsche Revue“ demnächst in der E. Löwenthalschen Buchhandlung in Mannheim erscheinen würde. Löwenthal war ein junger Freund Gutzkows, ein jüdischer Ver-

---

[1]) Joh. Proelss, „Das junge Deutschland“ 1892, S. 594.
[2]) Proelss S. 596.

leger, dessen Bekanntschaft er ein Jahr vorher in Berlin gemacht hatte; er nahm keinen Anstand, diese Revue herauszugeben, sah vielmehr hierin eine günstige Gelegenheit, den Namen seiner neu gegründeten Buchhandlung bekannt zu machen. Kaum hatte sich aber die „Deutsche Revue“ einen Verleger verschafft, als ein mächtiger Gegner auftrat. An demselben Tage, wo sie in der „Allgemeinen Zeitung“ angekündigt wurde, erschien im „Literaturblatt des Morgenblattes“ ein Artikel, der den Verfasser der „Wally“, Gutzkow, die zukünftigen Mitarbeiter der „Deutschen Revue“ und überhaupt alle Schriftsteller des sogenannten „Jungen Deutschlands“ als kranke, entnervte, von den Franzosen angesteckte Wüstlinge bezeichnete, als Leute, die Patriotismus, Religion und Sittlichkeit in Gefahr brächten. Diesen Artikel hatte Menzel geschrieben, und er liess auf denselben noch viele andere folgen, in denen er in gleichem Tone seinen ehemaligen Zögling und Adjutanten Gutzkow bekämpfte. Auf diesen Streit nimmt Gutzkow Bezug, wenn er an Büchner schreibt:[1]) „Von Menzels elendem Angriffe auf meine Person werden Sie gehört haben. Ich musste ihn für seine Schamlosigkeit fordern; er schlug diesen Weg ein und zwingt mich nun, ihm öffentlich zu dienen. Menzeln wäre es eine Freude gewesen, wenn ich bei ihm noch immer die zweite Violine gespielt hätte, und einmal Exekutor seines Testaments geworden wäre. Prinzipien hat er für keine grössere Fehde mehr, seine letzten Patronen hat er gegen Goethe verschossen: Nun muss die Religion, die Moral und mein Leben herhalten, um mich zu stürzen. In einigen Tagen erscheinen von mir und Wienbarg Broschüren. Ich kann nichts besseres thun, als aus seiner Infamie eine literarische

---

[1]) „Euphorion“ S. 187 (nicht datiert — das Datum des Poststempels — 28. Sept. 35).

Streitfrage machen. Zeit ist's, endlich einmal die Menzelsche Stellung zu revidiren und die kritischen Annalen zu kontroliren, welche er seit beinahe 10 Jahren geschrieben hat.

Am 1. Dez. erscheint das erste Heft der Revue. Benimmt sich Menzel nicht als wollt' er sagen: ‚O Herr Zebaoth, siehe, sie wollen herausgeben ein Blatt, das da heisset: ‚Deutsche Revue‘ und soll erscheinen wöchentlich einmal! spricht der Herr: Sela.‘

Ihr Gutzkow.“

Aus diesen Zeilen erhellt schon der Gedanke, welcher der „Deutschen Revue“ zu Grunde liegen soll; seinen vollen Ausdruck findet er in der Broschüre, die folgenden Titel führt:

Menzel

und

die junge Literatur

Programm

zur

Deutschen Revue

von L. Wienbarg.

Mannheim. Verlag Löwenthal.

(1835)

Wienbarg hat dieses Programm unterschrieben; es wurde aber von beiden Freunden entworfen und grösstenteils von Gutzkow verfasst.[1]) Das Ende lautet wie folgt:

---

[1]) Siehe Gutzkow, Rückblicke S. 144—145: „In dem von mir allein, dem 24jährigen, verfassten Aufrufe zur

„Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will."[1])

„Die Deutsche Revue fordert alle deutschen Dichter und Gelehrte auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten Horen, Athenäen u. s. w. mit der ‚Revue de Paris', ‚Revue des deux Mondes' eine billigende Vorstellung machen können, unter die Aegide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welche sie zu ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die ‚Deutsche Revue' wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattirungen derselben zulassen. Sie lässt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder, wie an die Dachstube, vor allem aber an die, welche gern im Angesicht des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken.[2])

Was die ‚Deutsche Revue' bringen wird, soll sein:

I. Poesie in allen ihren Offenbarungen.

II. Spekulation aus allen Fakultäten.

III. Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen der deutschen Literatur.

IV. Correspondenz aus allen Ecken des Vaterlandes.

Jede Woche ein Heft. Jedes Heft von drei Bogen. Die Deutsche Revue wird den Charakter als Journal und Buch vereinigen."

Theilnahme dieser Wochenschrift sagte ich ....", und er führt einen Teil dieses Aufrufs an, welcher dem „Programm zur Deutschen Revue" wörtlich entspricht.

[1]) „Programm" S. 22.
[2]) S. 26.

Gutzkow schreibt in seinen „Rückblicken“,[1]) dass er nach dieser Ankündigung von mehr als fünfzig der damaligen ersten Autoritäten eine zusagende Antwort empfing. Tatsächlich erschien in einer Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ (No. 431, 29. Okt. 1835) eine lange Liste der Mitarbeiter, unter denen die Namen Börnes, Büchners, Heines, Laubes, Varnhagens und vieler Universitätsprofessoren zu lesen waren; die meisten aber hatten ihre Mitwirkung nicht ausdrücklich versprochen und beeilten sich, als sie von den Regierungen bedroht wurden, einen Widerruf in der „Allgemeinen Zeitung“ erscheinen zu lassen.[2])

Menzel war es in der Tat gelungen, seinen jungen Gegner zu besiegen, wenn auch durch politische, nicht durch literarische Waffen. Um dem Einfluss des „Jungen Deutschlands“ und der angekündigten „Deutschen Revue“ Einhalt zu tun, hatte er sich an die politischen Mächte gewandt und bei diesen ein geneigtes Ohr gefunden. Am 14. November 1835 wurden in Preussen alle Werke Gutzkows und Wienbargs verboten,[3]) am 16. November begann die Untersuchung gegen Gutzkow und Löwenthal. „Jetzt war nun auch die Revue zerstört. Der Vater des Verlegers ver-

---

[1]) S. 145—146. — Siehe auch „Vergangenheit und Gegenwart“ (im Jahrbuch der Literatur 1839): „In dem Journale der Deutschen Revue wollte ich die Interessen der Literatur erweitern, sie vor der Belletristerei befreien, Gedanken aus der Wissenschaft ihr zuführen. Die Katheder sogar sollten einen Mittelpunkt finden, die Gelehrsamkeit sollte, freilich in geschmackvollem Gewande, zum Volke dringen. Der Gelehrten kamen, mehr als ich genannt, mehr als später widerrufen haben. Sie widerriefen wehmüthig, gezwungen von den Angebern. Sie sahen die Zeiten der Athenäen, Horen, Prophyläen wieder erneut. Eine Revolution wäre gekommen, aber die Heilsamste.“

[2]) Siehe Houben, „Gutzkow-Funde“ 1901 (Varnhagen und das junge Deutschland) und Geiger, „Das junge Deutschland und die preussische Censur“ 1900.

[3]) Proelss S. 642.

weigerte die Mittel," schreibt Gutzkow in seinen „Rückblicken" (S. 149).

Aber in solchen Umständen selbst streckte er die Waffen nicht. An demselben Tag, so erzählt Proelss, („Das Junge Deutschland", S. 625) wo durch das Vorgehen der Karlsruher Regierung die Auflösung der Löwenthalschen Verlagshandlung und durch Preussen das Verbot der ‚Deutschen Revue' feststand, war Gutzkow sofort unterwegs, um in Frankfurt einen Verleger zu suchen, der den Verlag des Blattes unter verändertem Titel übernehme. Er fand einen solchen in Franz Varrentrapp, und schon am nächsten Tag erschien ein Inserat im Frankfurter Journal des Inhalts, dass vom 1. Dezember an bei diesem erscheinen werden: ‚Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft, redigiert von Dr. Karl Gutzkow.' Die Anzeige sagte weiter: ‚Um die Insinuation einer Parteiung zu zerstreuen, erscheinen die ‚Deutschen Blätter' von einem Einzelnen. Eine Meinung wird sich geltend zu machen suchen, welche sich daran gewöhnt hat, die Herzschläge der Zeitgenossen zu zählen, und überall zu sein, wo eine neue Erscheinung des Jahrhunderts aus ihrer Knospenhülle hervorbricht, eine Meinung, welche mit Lessing in dem Streben nach Wahrheit die Wahrheit selber findet. Alles, was die Gegenwart bringt, soll in den Deutschen Blättern an Vergangenheit und Zukunft geknüpft werden . . . Sie werden alles bringen, was in der durch mannigfache Hindernisse zu erscheinen verhinderten Deutschen Revue von dem einen der Herausgeber zu erwarten stand."

Diese „Deutschen Blätter" erwähnt auch Gutzkow in seinen Rückblicken. „Schnell wurde die erste Nummer gedruckt und versandt," schreibt er (S. 149). „Da kam plötzlich ein unbedingtes non possumus. Von oben her, aus der Region des Bundestages wurden die Verleger bedeutet, nicht nur, dass eine Gesamtmassregel gegen diese neuern Schriftsteller bevorstände, sondern auch,

dass ihnen persönlich eine Vergünstigung würde entzogen werden, die sie bisher genossen hatten, der Druck der Protokolle des Bundestages, wenn sie den Verlag übernähmen. Da waren denn die ‚Deutschen Blätter‘ eine glühende Kohle, die nicht schnell genug aus der Hand geworfen werden konnte.“

In der „Frankfurter Stadtbibliothek“ befindet sich ein Exemplar dieses sogleich unterdrückten ersten Bogens der „Deutschen Blätter“. Es besteht aus zwei dünnen Heften im Format der „Revue des Deux Mondes“ mit den Daten des 2. Dezember und des 5. Dezember. Die acht Seiten des ersten Heftes enthalten ein Programm, einen Artikel über Ch. Stieglitz, eine Korrespondenz aus Hamburg und den Inhalt der nächsten Nummern (unter den angekündigten Artikeln steht „zur Philosophie der Geschichte“). Das zweite Heft (von ebenfalls acht Seiten) enthält folgendes: 1. „Der Traum des Saturn“, d. h. eine kurze Dissertation über den Geist der Geschichte; 2. „Feldzüge gegen Menzel“; 3. eine Korrespondenz aus Berlin.

J. Proelss hat dieses Exemplar der „Deutschen Blätter“ gelesen und im „Jungen Deutschland“ ausführlich behandelt (S. 625—626). Eine viel wichtigere Urkunde aber hat er übersehen, nämlich das erste vorbereitete Heft der „Deutschen Revue“, das zwar vor dem Erscheinen unterdrückt wurde, dessen Korrekturbogen aber in der „Frankfurter Stadtbibliothek“ aufbewahrt sind.[1]) Sie stehen hier unter der Nummer Eph. Litt. 7f. 2065, im Format der „Revue des Deux Mondes“.

Den Inhalt dieser berüchtigten Revue zu kennen,

---

[1]) Da Proelss über dieses erste Heft schweigt, ist der Inhalt der „Deutschen Revue“ den Historikern des Jungen Deutschlands lange unbekannt geblieben. Erst im Jahre 1902 sind diese Korrekturbogen erwähnt worden. — Siehe einen Probebogen der „Deutschen Bibliographischen Gesellschaft“ und einen Aufsatz von Dr. Houben über Wienbarg in der „Frankfurter Zeitung“, (20. Dez. 1902).

ihn mit einigen Artikeln des Literaturblattes des „Phönix“ und mit dem ersten Exemplar der „Deutschen Blätter“ zu vergleichen ist, so scheint uns, für die Geschichte des „Jungen Deutschlands“ nicht ohne Wichtigkeit.

Das Titelblatt fehlt; der Titel aber steht auf der ersten Seite, mit Bleistift geschrieben.

„Deutsche Revue“,
herausgegeben von Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg.
(Ohne Datum.)

Das Heft besteht aus 28 Seiten, deren Inhalt folgender ist:

„Bernadotte“ von K. Gutzkow (S. 1—20).
„Elbe und Nordsee“ von L. Wienbarg (S. 21—38).
„Literatur“ (S. 38—48) mit der Unterschrift G.

Von den zahlreichen Mitarbeitern, an welche sich Gutzkow und Wienbarg gewandt hatten, war noch kein Beitrag eingetroffen.[1]) Dieses erste Heft gab also nichs anderes als ihre eigenen Schriften.

Dass diese „Deutsche Revue“ authentisch ist, unterliegt keinem Zweifel und erhellt aus dem Inhalt selbst, den wir nun näher betrachten wollen.

---

[1]) Die Artikel, welche G. Büchner für die „Deutsche Revue“ bestimmte, hatte er noch nicht übersandt. Siehe Karl Emil Franzos: „Georg Büchners sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlass“. (Frankfurt am Main 1879): „Briefe an die Familie“ S. 360—361.

Strassburg, im Oktober 1835.

... Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten Namens „Lenz“ verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der „Deutschen Revue“ erscheinen zu lassen.

Strassburg, den 1. Januar 1836.

... Das Verbot der „Deutschen Revue“ schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den „Phönix“ schicken.

II. Bernadotte

von

Karl Gutzkow.

J. Proelss wusste schon durch einen Brief Gutzkows an den Baron Cotta, dass ein Artikel über Bernadotte für die „Deutsche Revue“ bestimmt sei. „Durch das Verbot der ‚Deutschen Revue‘ war sein erster Beitrag für diese frei geworden,“ schreibt Prœlss,[1]) „eine stimmungsvolle Charakteristik Bernadottes. Er hatte sie der ‚Allgemeinen Zeitung‘ zur Verfügung gestellt, und eines seiner ersten Schreiben an Cotta aus dem Gefängnis, vom 2. Dezember, war die Bitte an diesen um baldige Aufnahme.“

Aus dem Gefängnis schrieb Gutzkow noch andere Briefe, die uns über den Artikel „Bernadotte“ Auskunft geben; sie wurden nicht an ihre Adresse befördert und blieben in den General-Landesarchiven Badens; Fester hat sie dort ausfindig gemacht und in seinem Büchlein über Gutzkow abgedruckt.[2])

Das Ende eines an den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ geschriebenen Briefs lautet wie folgt (Fester S. 37):

---

[1]) „Das junge Deutschland“ S. 696.

[2]) Siehe: „Eine vergessene Geschichtsphilosophie zur Geschichte des Jungen Deutschlands“ von Dr. phil. Rich. Fester in der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge“. V. Serie. Hamburg 1891.

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus dem hiesigen Stadtgefängnisse! Ueber ‚Bernadotte‘ erwart' ich von H. von Cotta Antwort!

Ihr Gutzkow.“

„Bernadotte“ erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ (7. Dez. 1835, ausserordentliche Beilage No. 51, No. 502), aber ohne den Namen des Verfassers. Niemand wagte es jetzt, den Geächteten zu nennen, der im Gefängnis sass, ohne etwas von seinen Freunden oder von der Braut zu hören, die er in Frankfurt gelassen hatte. Zufällig erfuhr er, dass ein Freund, Wagner, der Redakteur der „Daskalia“ den „Bernadotte“ abzudrucken beabsichtige; sogleich schrieb er an ihn und bat ihn inständig, seinen vollständigen Namen unter den Artikel zu setzen. „Lieber Wagner, ich höre, dass du meinen ‚Bernadotte‘ aus der ‚Allg. Zeitung‘ abdruckst. Thue mir die Gefälligkeit und setze meinen vollständigen Namen darunter, nicht des Publikums oder meinetwegen, sondern als Antheil für meine Frankfurter Verbindungen, für meine Braut und Schwiegereltern, welche ich durch mein Schicksal so namenlos betrübe! Du wirst wissen, dass ich in Haft bin.“[1])

Solche Briefe beweisen, welches Gewicht Gutzkow auf diesen „Bernadotte“ legte; er hat ihm später in allen, grossen wie kleinen Sammlungen seiner Werke einen Platz gegeben: in den „Vermischten Schriften“ (Leipzig, Weber, 1842 3. Band, „Mosaik“ S. 248), in den „Gesammelten Werken“ (Frankfurt am Main, literarische Anstalt, J. Rütten 1845). (Karl Johann, II, 208), in der „Costenobleschen Ausgabe“ (Iena 1876); („Öffentliche Charaktere“ S. 159).

Zwischen dem Bernadotte der „Deutschen Revue“ und den anderen Abdrücken desselben Aufsatzes ist

---

[1]) Fester, op. cit. S. 38.

kein Unterschied zu finden. Dieser erste Beitrag für die so gefürchtete Zeitschrift ist eines der seltenen Jugendwerke, die Gutzkow ohne Änderung in den späteren Ausgaben seiner Schriften hat erscheinen lassen. Sehr mässig im Ton, wohl ausgearbeitet in der Form, gehört der Artikel zu jener Gattung historischer Schriften, die Gutzkow Ende 1834 der „Allgemeinen Zeitung“ gegeben und zu Anfang 1835 unter dem Titel „Öffentliche Charaktere“ veröffentlicht hat.[1])

Es ist keine Biographie, sondern die Zusammenstellung einiger Tatsachen, die das Leben eines Mannes anschaulich machen sollen, „für welchen sich schwerlich in vergangenen Tagen eine Parallele findet“; sein Verhältnis zu Napoleon, das Ereignis seiner Thronbesteigung, seine Regierung bilden die Hauptteile dieser wenigen Seiten. Bernadotte hatte viel Ähnlichkeit mit Napoleon, meint Gutzkow; er besass denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie und wurde deshalb von seinem Herrscher bei jeder Gelegenheit herabgewürdigt; er hatte als Gouverneur von Hannover und in Kopenhagen seine bürgerlichen Tugenden bewiesen; er wusste alle Höfe zu gewinnen und ward in ganz Nordeuropa so populär, dass der schwedische Adel keinen Anstand nahm, ihn zum König zu erküren. In seinem kalten Reich aber, in diesem von Missbräuchen verrosteten Lande lebt der Gascogner als zweiundsiebzigjähriger Greis einsam; er versteht die Sprache seines Volkes nicht, scheut den Tumult auf den Strassen, kann die Kälte nicht ertragen und bleibt deshalb lange Monate während des Winters in seinem Palast eingeschlossen. Unter solchen Umständen sehnt sich der Schwede nach der Thronbesteigung seines Sohnes Oskar „eines Königs, der durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselt“.

Am Schlusse des Artikels stand in der „Deutschen Revue“ der folgende Satz: „Diese Hoffnung kann sich

---

[1]) Bei Hoffmann und Campe (1. Teil 1835).

erfüllen, oder eine der nordischen Parzen, die Leben und Tod zwischen ihren Fingern spinnt, kömmt ihr zuvor an der heiligen Esche Ygdrasill".

Auch in den Vermischten Schriften („Mosaik") steht dieser Satz, und Gutzkow fügte hinzu: „Vom Kronprinzen Oscar erzählt man das Rühmlichste."

Nach dem Tode Bernadottes durchstrich Gutzkow obige Sätze und schrieb nur: „Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt."

Es ist die einzige Änderung, die der Urtext erlitten hat.

III. Elbe und Nordsee

von

L. Wienbarg.

Viel gewagter als der Artikel Gutzkows ist „Elbe und Nordsee“ von Wienbarg, eines jener Reisebilder nach Heineschem Muster, die alle möglichen Gegenstände zur Behandlung heranziehen.

Während einer Fahrt auf der Elbe erblickt Wienbarg den holsteinischen Hafen Glückstadt; dabei wird er an eine traurige Geschichte erinnert, von der er in dieser Stadt hörte und welche, seinem Ausdruck nach, ein grelles Licht „auf den Jammer rechtlicher und socieller Zustände“ wirft. Es handelt sich um einen Advokaten, der den groben Fehler beging, sein karges Brot mit dem Klienten zu teilen und über den Philister, Soldaten und Prediger herfielen, so dass ihm nichts anderes übrig blieb, als seine eigenen Prozesse zu führen.

An den holsteinischen Ufern vorbeifahrend, kommt Wienbarg auf die Frage der Bevölkerung und der Rasse. Er erklärt, dass sein Geist in freier Liebe über Deutschland, ja über dem ganzen Erdkreis schwebe, dass er jeder provinziellen Blindschleiche den Krieg erklärt habe und sogar seine niedersächsische Muttersprache befehde, bekennt aber schliesslich seine Vorliebe für den eigentümlichen Charakter eines Volkes: „Im Charakter ist ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Physiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine

Linie, überall ein Etwas, das zum Mysteriösen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus seiner Haut kann Niemand fahren, am wenigsten ein Deutscher."

Er schildert mit Wohlgefallen solche eigentümlichen Charaktere: den gedrungenen, groben, aber feinfühlenden Holsteiner, den zugänglichen und gefälligen Hannoveraner; und er wundert sich, dass zwei Volksindividualitäten, die demselben Sprachstamme angehören, denselben Boden bewohnen und dasselbe Handwerk treiben, sich durch die schärfsten Nuancierungen, ja Kontraste unterscheiden.

Auch über Dänemark stellt er ethnographische sittliche Betrachtungen an. Es ist ihm ein Land, das von Natur, durch seine Stellung zwischen dem Westen und den Küsten des Baltischen Meeres, auf einen grossartigen Zwischenhandel angewiesen zu sein schien, und das seine Seemacht dergestalt hat sinken lassen, dass es sich jetzt auf Ackerbau und Viehzucht beschränken muss. Dem Dänen, meint Wienbarg, fehlt es an Tätigkeit und Unternehmungsgeist; er steht in dieser Hinsicht den Holländern und den Engländern nach; er begnügt sich zu sehr mit seinem Sundzoll, „dieser elenden Sinecüre, dieser Leibrente für die Altersschwäche". Wienbarg wünscht, dass dieses Land durch irgend eine Verbesserung der Industrie und des Handels zu einer erträglicheren Existenz gelange, als der, worin es gegenwärtig schmachtet, was aber nur möglich sei, wenn es seine eingewurzelte Trägheit auszurotten und seinen belästigenden Feudalismus abzuschütteln vermöge.

Diese Schrift Wienbargs haben wir in keinem der (nie gesammelten) Werke,[1]) die wir uns haben verschaffen können, wieder abgedruckt gefunden. Von Wichtigkeit ist sie in Betreff seiner geistigen Entwicklung, weil sie, in einem Hauptmoment seines

---

[1]) **Einige sind nicht mehr zugänglich. Siehe V. Schweizer, „Ludolf Wienbarg"** 1898. S. 41.

Lebens geschrieben, viele von seinen Grundideen ins rechte Licht stellt. Ein Vergleich mit seinen anderen Werken soll es dartun.

Ebenso wie in seinem ersten Buche „Holland in den Jahren 1830—31“, das seinen Ruhm gründete, versucht er hier „Natur und Menschen aufzufassen, Gegenwart und Vergangenheit zu vergleichen und alle zerstreuten Züge des Nationalcharakters in einem Brennpunkt zu sammeln“.[1])

Neben dieser Vorliebe für den Nationalcharakter eines Volkes, für seine Urkraft und sein Urwesen, kommt zum Ausdruck jener Hass gegen alles Erkünstelte und Formelle in den sozialen Verhältnissen, der den verschiedenen Kapiteln der „Wanderungen durch den Thierkreis“ (1835) als geistiges Band diente. Tiefer als Wienbarg hat keiner der jungen Deutschen gefühlt, welche gähnende Kluft die Moral der Gesellschaft von der echten menschlichen Sittlichkeit trennt; keiner hat den Gegensatz mit so grellen Farben geschildert. „Ich fange an“ schrieb er in „den Wanderungen durch den Thierkreis“ (S. 64) „den Reichthum für ein grosses Unglück, ja in Augenblicken für ein Verbrechen zu halten.“ Die Amtsleute, Juristen, Advokaten hielt er für „Generalpächter des Gesetzes und der Gerechtigkeit, die noch in so vielen Ländern die Barbarei eines unbekannten, undeutschen, unvolksthümlichen und daher rechtlosen Rechts täglich verewigen, und die daher seit alter Zeit eine pedantisch gelehrte Kaste bilden, welche wie alles Kastenwesen, der freien Bildung und der schönen Humanität schnurstracks entgegenläuft“. Sein Grundzug war „ein schmerzhaft sehnsüchtiges Suchen nach neuen Lebenswerten,“ schreibt V. Schweizer, der ihn für einen Vorläufer Nietzsches hält.[2])

In „Elbe und Nordsee“, wie in allen seinen frühe-

---

[1]) „Holland in den Jahren 1830—31.“ 2. Teil, Vorrede.
[2]) Schweizer „L. Wienbarg“, S. 55).

ren Werken, findet sich auf allen Seiten ein kühner Protest gegen jede Erstickung des freien Geistes. Deshalb verweilt er sehr gern bei der Schilderung der schlichten, urwüchsigen Seelen, fast immer aber, um sie von den gesellschaftlichen Verhältnissen zerknicken und zerrütten zu lassen. Zu diesen Seelen gehört der Advokat in „Elbe und Nordsee“ und auch jener Johannes, den er in den „Wanderungen durch den Thierkreis“ aufführt.[1]) Beide sind verwandte Naturen; Wienbarg erklärt es selbst, wenn er in „Elbe und Nordsee“ schreibt: „Ich, für mein Theil, dachte an jenen Johannes, den ich in meinen ‚Wanderungen durch den Thierkreis‘ aufführte, und den ich mir zum Helden eines in Norddeutschland spielenden Sittenromans aufgeopfert habe. Diese innige treue Seele mit ihrer grenzenlosen Selbstvergessenheit, ihrem Köhlerglauben und jenem schaurig heitern, ächt Helgoländischen memento mori, das sie mit jedem Wort ausatmetete und das zu ihrer blühenden Hülle so seltsam kontrastirte, niemals hat sie begriffen, woher die ordinären und superklugen Menschen herkämen, da doch alle Menschen wandelnde Geheimnisse sind, eingeschachtelt in tausend andere Geheimnisse, welche das grosse heilige Weltgeheimniss bilden. Und an dieser kindischen Verwunderung ging Johannes zu Grunde.“

Wenn Wienbarg weiter die sozialen und politischen Verhältnisse Dänemarks so ausführlich behandelt, werden wir natürlich daran erinnert, dass er bei den Erben des dänischen Ministers Bernstorff als Hauslehrer gelebt, dass er den dänischen Gesandten Baron von Selby nach Holland begleitet hatte. Um das Jahr 1835 trug er sich eben mit dem Plan eines Büchleins über Kopenhagen, wie es aus einer Erklärung Schweizers[2]) erhellt: „Kopenhagen in einer buchhändlerischen Anzeige Campes

---

[1]) Siehe S. 22 u. ff. („Der Wassermann, Der Helgoländer“).
[2]) Schweizer „Wienbarg“, S. 41.

vor den ‚Wanderungen durch den Thierkreis' erwähnt, also jedenfalls auch vor 1835 entstanden."

Schweizer, dem dieses Buch nicht zugänglich war, zweifelt, dass es in die Öffentlichkeit gelangt sei; vielleicht ist sein Inhalt zum Teil in „Elbe und Nordsee" verarbeitet worden.

Auch an die philologischen Schriften Wienbargs knüpft sich „Elbe und Nordsee". „Ich war der erste Niedersachse," schreibt er, „der seine Muttersprache befehdete, obgleich sicher nicht der letzte, dem sie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war." Er deutet in diesem Satz auf die vor einem Jahr von ihm veröffentlichte Schrift: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen ersteres und für letzteres beantwortet" (L. Wienbarg, Hamb. 1834). Aus diesem Urteil wurden seine Zeitgenossen nicht klug; denn ein Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung" [1]) beteuerte, er wisse nicht, ob er in der Schrift „Ernst oder Ironie und Neckerei" sehen solle. Gegen eine solche Meinung verteidigt sich jetzt Wienbarg und zwar von seinem echt demokratischen Standpunkt aus: „Ich griff meine niedersächsische Muttersprache an," erklärt er, „weil sie verdorben, versumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme frischer Bildungskeime unfähig geworden war." Was in diesem Gedanken noch dunkel scheinen kann, wird durch folgende Stelle aus dem „Tagebuch von Helgoland" (1838, Seite 134) in helles Licht gestellt. „Es giebt Leute, die nicht wollen, dass der deutsche Bauer aus dem Miste hervorkriechen und seinem Bruder in Nordamerika ähnlich, freier gebildeter Landmann, deutscher Staatsbürger werden soll. Aus der Leibeigenschaft seiner Dynastie leiblich erlöset, soll er, nach ihrem Wunsche, ewig in der geistigen Leibeigenschaft seiner der

---

[1]) 5. Okt. 1834. **Siehe darüber Schweizer**, op. cit. 43.

Geschichte verfallenen Sprache verharren. O! ich kenne euch durch und durch!“ Schweizer, der diese Stelle anführt,[1]) schliesst daraus mit vollem Recht, dass Wienbarg „kein geringeres Ziel als die Hebung des Bauernstandes vor Augen hatte“. In demselben sehnsüchtigen Trachten nach Aufklärung hatte er „die Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur“ geschrieben.[2])

„Elbe und Nordsee“ ist die letzte Schrift einer literarischen Tätigkeit, welche man im Leben Wienbargs die Sturm- und Drangperiode nennen kann und welcher der Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember ein Ende machte. Gleich nach dem Verbot der „Deutschen Revue“ hatte er Frankfurt verlassen; er floh nach dem Norden zu jenen Helgoländern, von deren Treue und Selbstvergessenheit er sich angezogen fühlte; er schrieb in der Vorrede seines „Tagebuchs von Helgoland“ (1838, S. VIII): „Meine Reise ist eine Flucht und meine Flucht eine Täuschung“, was so wehmütig klingt wie die Einleitung zu der „Quadriga“ (1840). „Eure Zustände sind nicht einmal derartig, dass sich eine dichterische Sehnsucht nach dem Grossen kundgeben kann, ohne für ein Verbrechen zu gelten. Ich spreche aus bitterster Erfahrung.“

---

[1]) op. cit. S. 43.

[2]) Geschrieben im Jahre 1833, veröffentlicht im Jahre 1838 bei Hoffmann und Campe, Hamburg. — Siehe Schweizer, op. cit. S. 44.

IV. Literatur.

Nach dem Motto: „Medias in res" kommt folgendes Inhaltsverzeichnis:

Tieck. — Musenalmanach. — Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. — Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Jahrbuch schwäbischer Dichter. — Purpurviolen. — Ein Speculant.

A. Tieck und sein Federkrieg gegen das Junge Deutschland.

Die ersten Zeilen enthalten eine Antwort auf die Angriffe Tiecks, der in diesem Jahre 1835 nicht weniger als vier Novellen gegen die neue Literatur und besonders das Junge Deutschland hatte erscheinen lassen:

1. „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein";
2. „Die Vogelscheuche";
3. „Der Wassermensch";
4. „Eigensinn und Laune."

Von diesen Novellen waren die zwei ersten besonders gegen die französische Romantik gerichtet; sie schonten aber noch weniger die französierenden deutschen Schriftsteller, „jene heimathlosen Landläufer, die so wenig Religion wie Eigenthum und Meinung haben",[1])

---

[1]) „Das alte Buch." Tieck, Gesamm. Novellen. Berlin 1863. Bd. VIII, S. 18.

nichts Heiliges in Ehren halten und sich nur in den Verfasser der „Reisebilder" zu vergaffen pflegen.[1])

Gegen diese rücksichtslosen Ausfälle hatte schon Laube in seinen „Charakteristiken"[2]) eine Verteidigung der jungen Literatur versucht und auf den Verfasser des „William Lowell" den Vorwurf der Unsittlichkeit zurückgeworfen.[3]) Gutzkow hatte im Literaturblatt des „Phönix" (No. 3, S. 69) über den Hofrat Tieck gespottet. Seitdem aber waren der „Wassermensch", „Eigensinn und Laune" erschienen, die schonungslos danach trachteten, das Junge Deutschland lächerlich oder verächtlich zu machen.

---

[1]) Siehe „Das alte Buch". S. 139: „Ein ausgezeichneter Gnome, schrieb er (man will sogar Hannes nennen), soll als ein Hoffmann Deutschland entzückt und sogar die Franzosen, die grosse Nation, neu revolutionirt haben." — S. 140: „Jener merkwürdige Hannes soll jetzt als Victor Hugo alles Edle mit Füssen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken sein. Ist es denn möglich, dass ihr die Besseren, Balzac, Nodier und wenige Andere, diesem kranken Gelüste folgt?" — Siehe auch in der „Vogelscheuche" (Gesammelte Novellen. Bd. XI, S. 249) eine andere Stelle gegen V. Hugo: „Notre Dame von V. Hugo lag auf dem Tisch . . . Ich bin geständig, dass ich es mit grosser Spannung und Interesse durchgelesen, und wenn man es einmal angefangen hat, muss man es wohl endigen; aber der Widerwille, der Ekel, den es mir erregte, ist gerade das, was mich fesselte."

[2]) „Moderne Charakteristiken," Löwenthal, 1835, S. 16—157.

[3]) Laube, „Charakteristiken", S. 164: „Einige Unfläthereien französischer Romantiker, einige Ungezogenheiten Heines, das ist Alles. was Tieck zu wissen scheint, um es der neuen Schule vorzuwerfen." —

S. 157: „Er, der nie etwas heiliges aufgefunden, der das Wenige, was wir noch besassen, zerstört, der nicht ein einziges grosse Interesse für uns gewonnen, der die Lüge in unserer Poesie propagandirt hat, er masst sich einen vornehmen Ton gegen die moderne Schriftstellerei an und dadurch fordert er heraus ihm hinzuzeichnen, welche zweifelhafte, kümmerliche Stellung er in unserer Literatur einnimmt."

Der „Wassermensch“ stellt den Zeitgeist durch den jungen prahlenden Florheim dar. Dieser behauptet, dass kein Konzert ohne die Marseillaise gegeben, kein Buch ohne die Bildnisse der Freiheitshelden gedruckt werden soll; er wünscht, dass der Monat Julius mit roten Lettern gedruckt werde, „damit auch der gemeine Mann immerdar inne würde, dass von der glorreichen Juli-Revolution das Heil der Menschheit ausgegangen sei, dass mit dieser Epoche eigentlich die wahre Geschichte beginne.“[1]) Er verrät mit naiver Eitelkeit die Pläne des Jungen Deutschlands: „Da wir immer thätig und die Partei der Bewegung sind, so haben wir uns schon der meisten Journale und gelesenen Blätter bemächtigt, wo es nur irgend möglich ist, stiften wir neue; ein unsichtbares und doch offenkundiges Bündniss schlingt sich durch ganz Deutschland.“[2]) „Mit jener Partei der Bewegung sind wir von Natur und Überzeugung desselben Sinnes, und, da unsre Vorgesetzten unmündig bleiben, so müssen die Franzosen wiederum die Vormundschaft übernehmen, aber kein Napoleon muss dies Amt an sich reissen, nein ächte, grossgesinnte Republikaner müssen es übernehmen. Dann ist, was wir, das ‚Junge Deutschland‘ wollen, autorisirt, wir werden dann mit Macht ausgestattet, und von uns geht die Verjüngung der deutschen Welt aus. Die alten Vorurtheile fallen dann zum zweitenmal, aber auf immer.“[3])

Florheim, der Held dieser Novelle, war bloss lächerlich; Emmeline in „Eigensinn und Laune“ erscheint als ein höchst verächtliches Wesen. Dieser Novelle könnte ein Satz zum Motto dienen, welchen Menzel im Literaturblatt des „Morgenblatts“[4]) gegen

---

[1]) „Wassermensch.“ Gesamm. Nov. Bd. V, S. 27—28.

[2]) „Wassermensch.“ S. 53.

[3]) S. 58.

[4]) Oktober 1835. S. 371.

das junge Deutschland geschleudert hatte: „Das kranke, entnervte und dennoch junge Deutschland wankt aus dem Bordell herbei, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat.“

Ein Gespräch Emmelinens mit ihrem Vater, dem reichen Bankier Runde, stellt ihre Gesinnungen gleich in helles Licht; sie sagt nämlich: „Ich bin ja, lieber Vater, in dem grossen, bösen und guten Jahre 1789 geboren, daher kommt auch meine Widersetzlichkeit gegen das Herkommen und alle die Ordnungen, die die Menschen für so wichtig und nothwendig achten.“ Auf einer Reise durch die Schweiz verliebt sie sich in einen rüstigen Kutscher, einen Bauernsohn Namens Martin Sendling. Sie will ihn ohne Verzug heiraten und, da der Vater sich gegen eine solche Mesalliance sträubt, bricht sie in die bittersten Vorwürfe aus[1]: „Ich sehe, alle jene klein-grossstädtischen Gedanken, alle jene beweinenswerthen Lächerlichkeiten deiner Umgebung, des Standes und Geldes sind dir nachgefolgt. Das ist das Entsetzlichste im Menschen, dass er sich nicht von diesen Lastern und dem Aberwitz seiner Erziehung losmachen kann. Diesen Vorurtheilen opfert er alles, Leben, Gewissen, Religion.“ Der gutmütige Vater fügt sich aus Schwäche in ihre Laune. Ein Schneider sorgt für Martins Garderobe, Lehrer werden angenommen, ein Tanz- und Fechtmeister sowie ein Virtuos, der dem wissbegierigen Jüngling die Anfangsgründe der Musik beibringen soll.

Während Martin auf dem Lande ausgebildet wird, verweilt Emmeline mit ihrem Vater in der Residenz. Hier darf der junge Mann nach einigen Monaten seiner Braut unter die Augen treten. Sie ist über seine Fortschritte erstaunt und begreift kaum, wie ein Mensch sich in so kurzer Zeit hat so völlig umwandeln

[1]) „Eigensinn.“ Gesamm. Nov. Bd. VIII. S. 10.

können. Dadurch geraten aber ihre Gefühle in plötzlichen Umschwung; dort in den einsamen Tälern der Schweiz, getrennt von allen Menschen, hatte sie Martin, als er noch so eigen und seltsam war, heiraten wollen; jetzt aber, da er ganz wie die übrigen Menschen geworden ist, ist er ihr widerwärtig. „Sieh nur selbst," sagt sie zu ihrem Vater, „wie geziert und steif er ist, wie er Phrasen drechselt und ihm die eigentlichen Gedanken ausgehen. So ein Leben, wie er es jetzt führt, ist kein wahres, lebendiges, nein, er ist ein Gespenst, eine schlechte, Menschen nachgekünstelte Puppe. Und so ist mein Abscheu vor jeder Heirath von neuem in mir lebendig geworden."

Der junge Bräutigam wird also verabschiedet, und bald nachher reisen Vater und Tochter zur Zerstreuung nach Paris. Hier sollen sie aber ein böses Geschick erfahren: ein grosses Handelshaus in Brüssel, mit welchem der Bankier seit Jahren in Verbindung stand, macht Bankerott; ein junger Vetter, Namens Friedheim, den er nach Brüssel geschickt hat, um das Unheil abzuwenden, missbraucht die ihm anvertraute Vollmacht, entflieht mit dem übrig bleibenden Vermögen nach Amerika; und Emmeline muss dazu noch ihrem Vater gestehen, dass sie „von diesem verworfenen Elenden Mutter ist". Der Vater flucht ihr und stösst sie von sich.

In dieser dringenden Not tritt ein Freund, Namens Grundmann ins Mittel. Er befriedigt alle Gläubiger, rettet also Rundes Haus und Ehre und wirbt um die Hand Emmelinens. Nach einigen Tagen führt er sie als Gattin mit ihrem Vater in die Bäder von Barèges.

Nach ihrer Niederkunft und ihrer Rückkehr von Barèges ist sie, nach Tieck, wie ein verwandeltes Wesen: „sie stellt im lebhaften Contrast mit ihrer früheren Natur das Bild einer ernsthaften, fast strengen Matrone dar"; und doch erkennt sie den hohen Wert

ihres Gatten nicht an, kann ihn nicht lieben und fühlt sich unglücklich in dieser Ehe.

Ein junger Herr, der sich für einen französischen Hauptmann ausgibt, macht sich mit ihr bekannt. Da sie ihm ihr Leid klagt, zeigt er sich bald als ein gefälliger Tröster. Beide fliehen zusammen. In kurzem erkennt Emmeline in ihrem Geliebten den Kutscher, den sie schon früher geliebt hatte, Martin Sendling. Sie soll aber bald ihre Untreue büssen; denn sie erfährt zu ihrem Entsetzen, dass Grundmann aus Gram gestorben ist. Welchen Trost, welches Glück kann sie nun noch in dem Verhältnis mit dem Hauptmann finden? Nachdem dies lockere Band auch gelöst ist, geht das armselige, zerrüttete Wesen immer mehr in der Irre, und nach manchen Abenteuern treffen wir es unter dem Namen „Witwe Blanchard" als Verwalterin eines der berüchtigtsten Häuser einer grossen Stadt. In diesem Hause verkehren Wüstlinge, die sich[1]) „für die Stifter der Freiheit halten"; es sind die Anhänger des „Jungen Deutschlands"! „Wir haben an Journalen Theil, sagen sie, und werden einige stiften". Der eine dieser Wüstlinge, Wilhelm, der Sohn eines Ministers, will Charlotte, die Tochter der Witwe Blanchard heiraten. Da aber der Vater seine Einwilligung nicht gibt, beruft er sich auf die Rechte der Natur: „Natur, du bist meine Göttin, sage ich mit Edmund im Lear, und verachte Herkommen, Einrichtung, Sitte, diese Krücken für die Lahmen". Die Novelle endet mit Mord, Blut und Tumult. Emmeline nimmt Gift, weil sie die öffentliche Schande nicht überleben will.

Dies der Inhalt der Novelle, welche in „Urania" (Taschenbuch auf das Jahr 1836, Seite 221) erschien, und die dazu beitragen sollte, das Junge Deutschland in schlechten Ruf zu bringen.

---

[1]) S. 352.

Gutzkow wäre berechtigt gewesen im selben Ton zu antworten. Solche Angriffe sind ihm aber widerlich; zudem hält er eine Widerlegung für unnütz. So gibt er sich kaum die Mühe zu beweisen, dass der Vorwurf der Immoralität vielmehr die Jugendwerke des romantischen Schriftstellers als die „des Jungen Deutschlands“ treffen kann. Der Streit kommt ihm so gering vor, dass er diesen Artikel über Tieck nirgends hat abdrucken lassen. „Die Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“, die im folgenden Jahr erschienen, haben an den Stellen, welche Tieck betreffen, der „Deutschen Revue“ nichts entlehnt.

B. Der Musenalmanach und das Jahrbuch schwäbischer Dichter.

Eifriger führt Gutzkow in der „Deutschen Revue“ seinen Federkrieg mit den schwäbischen Dichtern. Gustav Schwab, der Sänger des Studentenliedes „Bemooster Bursch zieh' ich aus,“ war das Oberhaupt dieser Schule, zu der Chamisso, Gustav Pfizer und Lenau gehörten. Auch Menzel schloss sich ihnen bisweilen an, obgleich „das Treiben dieser schwäbisch-lyrischen Uhland-Epigonen ihm zuwider war“.[1] Als Gutzkow Ende des Jahres 1831 in Stuttgart eintraf, trat er auch in den Kreis ein, machte sich aber bald wieder daraus los. Über ein Bild, ein Gleichnis sinnen, wie die Schwaben zu tun pflegten, war nicht seine Sache. Im Jahre 1835 kam es sogar zu einem offenen Bruche, zu dem die damals erschienenen „Gespräche Goethes mit Eckermann“ und der „Zeltersche Briefwechsel“ Anlass gaben. Das Urteil, das Goethe über die schwäbische Schule fällte, war sehr streng, wie wir es aus folgender Stelle ersehen: „Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettler-

[1] Siehe Gutzkow, Rückblicke, S. 62–63.

mantel so geschickt umzuschlagen wissen, dass wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muss."[1]) Gutzkow, der diese Zeilen Goethes in seinen „Rückblicken" anführt, hatte im „Phönix"[2]) (Literaturblatt Nr. 5) Uhland gegen Goethe in Schutz genommen, seine Anhänger aber um so derber behandelt. Lenau selbst, dessen Talente er anerkannte, konnte er nicht verzeihen, dass er sich von einem G. Schwab auf den Parnass führen liess.[3])

Das Erscheinen des „Musenalmanachs" von G. Schwab und Chamisso war immer das Signal zu literarischen Stürmen gewesen. „Diesmal," schreibt Gutzkow in der „Deutschen Revue", „fiel es erbärmlicher als je." Dieser Almanach für das Jahr 1836, welcher im Herbst 1835 versandt wurde, enthielt folgende Gedichte:

von Freiligrath:

„Am Kongo", „Gesicht des Reisenden", „Fieber", „Der Tod des Führers", „Der Wassergeuse";

von G. Pfizer:

„Lieder aus Rom";

von Lenau:

„Die Sennin", „Zeiger", „Mein Türkenkopf", „Einsamkeit", „Meine Furcht", „Wunsch", „Heimatklang", „Mischka";

von Menzel:

„Magdalene";

---

[1]) Goethe, von Gutzkow angeführt. „Rückbl." S. 130.

[2]) Siehe auch den Artikel in den Beiträgen zur „Geschichte der neuesten Literatur". Neue Ausgabe. Stuttgart 1839, I, S. 57.

[3]) Siehe „Rückblicke", S. 54, und „das Literaturblatt des Phönix", 20. Juni 1835, wo der „Faust" von Lenau sehr scharf kritisiert wird.

von Anast. Grün:

„Pinie und Tanne“, „Neugriechische Volkslieder“ „Zwei Poeten“, „Wandergruss“;

von Chamisso:

Einige „Sonette.“

In diesem Almanach lobt Gutzkow einige Gedichte Anast. Grüns, die Gemälde Freiligraths, den er den deutschen Victor Hugo nennt; er bedauert, dass Lenau nicht „durch eigene Kraft“ sein Ziel verfolgt. Über Chamisso schreibt er scherzend, „dass er rührt, wenn er sein Alter erwähnt“, was eine direkte Anspielung auf folgendes Sonett des Musenalmanachs zu sein scheint:

Sonett.[1])

„Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiss es schon und, was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.“

Die Lieder Pfizers findet er kalt und und unlesbar, und die „Versifikationen“ Menzels hält er für kaum würdig in einem Operntext zu erscheinen.[2])

Mit diesem Urteil über den „Musenalmanach“ wollen wir die Seiten vergleichen, die Gutzkow am Ende der „Deutschen Revue“ über eine andere literarische Sammlung schrieb. So sehr Gutzkow geneigt ist, den Musenalmanach zu tadeln, so sehr freut er sich, diese neue Sammlung laut loben zu können, was aus ästhetischen sowie aus polemisierenden Gründen erklärt werden kann. Mörike und F. Th. Vischer, die den grössten Teil dieses Jahrbuches lieferten, hatten früher auch zu der schwäbischen Schule gehört und dem Musen-

---

[1]) „Musenalmanach für 1836,“ S. 41.

[2]) Gutzkow hat diesen Artikel über den „Musenalmanach“ in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ (Bd. I 143 ff.) erscheinen lassen.

almanach einige Beiträge gegeben: im Almanach für das Jahr 1834 lesen wir „Scherz", „Wintermorgen" von Mörike und „Wunder", „Das Kätzlein", „Der Erste" von F. Th. Vischer. Jetzt aber waren diese Schriftsteller zu jener Selbständigkeit gelangt,[1]) die Gutzkow bei Lenau vermisste, und gaben ihr eigenes Jahrbuch[2]) heraus, dessen Inhalt folgender ist:

„Zueignung" von W. Zimmermann.

„Freuden und Leiden" des Skribenten Felix Wagner. (Novelle von Treuburg.)

„Gedichte" von Julius Kraus.

„Gedichte" von Lud. Bauer.

„Der Schatz", Märchen von Ed. Mörike.

„Gedichte" von Ed. Mörike.

„Lieder" von Karl Mayer.

„Vermischte Gedichte". „Cordelia", Novelle von A. Treuburg.

„Gedichte" von A. Treuburg.

„Gedichte" von W. Zimmermann.

Unter dem Pseudonym A. Treuburg verbirgt sich, wie Gutzkow schreibt, „Repetent Vischer in Tübigen".

---

[1]) Siehe darüber einen Brief Mörikes an Johannes Mährlen in Stuttgart (4. März 1835): „Mit dem ‚Schwäbischen Almanach' sieht es noch immer schief darein, da weder Uhland noch Schwab nach beiderseitiger Konvenienz etwas geben. Nachdem jener offen gegen die Buchhandlung erklärte, dass es wegen Zimmermann sei, so zeigt sich dieser bereit zurückzutreten, was aber natürlich die übrige Gesellschaft nicht zugeben könnte, und dann früge sich erst noch, ob jene Herren ihre Schränke öffneten, von denen sie überdies beteuern, dass sie leer seien.

Ich habe ein Märchen geschrieben, welches, wenn nicht im Almanach, sonstwo seinen Platz finden wird." („Ed. Mörikes Briefe, ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauss" [Berlin 1903] S. 245.)

[2]) „Das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten," herausgegeben von Ed. Mörike und W. Zimmermann, Stuttg. 1835 (auf dem Deckel), 1836 (im Innern), im Herbst 1835 erschienen.

Er steuerte ausser den zwei erwähnten Novellen folgende Gedichte bei:

„Die Hyazinthe.“ „Der Wasserfall.“ „Zur Fortsetzung des Faust“ (eine Posse). „Pastors Abendspaziergang.“ „Stille.“ „Die Nacht.“ „Was sich bei Kannstadt am Neckar im Jahre 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem österreichischen Reiter begeben.“ „Glaube.“ „Faust'sche Stimmen.“

Die Gedichte Mörikes waren:

„Das Bacchusfest.“ „Erstes Liebeslied eines Mädchens.“

Alle diese Gedichte und Novellen sind, nach Gutzkow, von einem frischen und schöpferischen Geist durchdrungen: „Es sind noch keine Meisterschüsse, welche im Jahrbuche fallen,“ schreibt er, „aber man sieht, mit welcher Heiterkeit, mit wie weniger Künstelei diese jungen Männer ihre Gegenstände auf's Korn nehmen.“ Er lobt die naive Dreistigkeit der Novellen Vischers, den Volkston Mörikes, und legt ein besonderes Gewicht auf die Stellung, die dieses Jahrbuch der Schwäbischen Schule und dem „Ceremonienmeister“ G. Schwab gegenüber genommen zu haben scheint. Es gefällt ihm, „dass nicht alle Schwaben an die ‚Seherin von Prevorst‘ glauben, dass sie nicht alle an dem Übel der Balladerei leiden“. Was er darunter versteht, erhellt aus einer Stelle des schwäbischen Jahrbuches. „Die Seherin von Prevorst“, von Kerner im Jahre 1829 herausgegeben, war ein mystisches Werk aus dem Gebiet des Somnambulismus, das überall in Deutschland gefeiert wurde. Über dieses Buch spottet Vischer in den „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ (S. 22 des Jahrbuchs). „Der Pfarrer trat ins Zimmer . . . Da hab' ich das Buch, sagte er, und zog Dr. Kerners ‚Seherin von Prevorst‘ heraus. Der Amtsschreiber las den Titel und sagte: Seherin? Seherin? Prevorst? Wo liegt das? In Schottland? — In unserem guten Schwaben, lieber Herr Amts-

schreiber, war die Antwort; dem Amtsschreiber war es schon grün und gelb vor den Augen."

Gutzkow hegt den Wunsch, dass diese ausgezeichneten Talente sich entschieden dem „Jungen Deutschland" anschliessen mögen, „einer Schule, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, Niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affizirt zu werden"; und er fügt hinzu: „Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Conception, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsre Sache machen könnte."

Da aber die „Deutsche Revue" den schwäbischen Dichtern, Mörike und Vischer nicht zuging, hörten dieselben diesen Aufruf nicht, den Gutzkow nirgends wiederholt hat. Aber hätten sie ihn auch vernommen, sie wären trotzdem in voller Unabhängigkeit, und ohne sich dem Jungen Deutschland anzuschliessen, ihren eigenen Weg gegangen. Sie gerieten in eine ganz andere Richtung: drei Jahre später (1836) stimmte F. Th. Vischer den Angriffen G. Pfizers gegen das Junge Deutschland in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" bei[1]), und im „Telegraphen" Karl Gutzkows fertigte ein Anonymus die Gedichte Ed. Mörikes als vortreffliche Verse ab, die aber doch keine Poesie enthielten.[2])

Bemerkenswert ist auf jeden Fall, wie Gutzkow im Jahre 1835 die Orginalität eines Dichters zu schätzen und zu bewundern wusste, den Treitschke das „Widerspiel" des Jungen Deutschlands genannt hat.[3])

---

[1]) Siehe Treitschke, IV. 437.

[2]) Siehe Mayne, „Mörike" (1902) S. 261.

[3]) Siehe Mayne, „Mörike." S. 225.

C. Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Schluss.

a) Charlotte Stieglitz.

Der Selbstmord, den Charlotte Stieglitz in der Nacht des 28. Dezember 1835 beging, war für Deutschland ein tieferschütterndes Ereignis gewesen, dem Gutzkow im Literaturblatt des „Phönix" einen warm empfundenen Artikel gewidmet hatte:[1] „Seit dem Tode des jungen Jerusalem," schrieb er, „und dem Mord Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters H. Stieglitz. Wer das Genie Goethes besässe und es schon aushalten könnte, dass man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum ‚Werther' geben. Denn es sind ganz moderne Kulturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr original, dass die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann."

Er hielt diesen Tod für ein Opfer, „das das hehre Weib ihrem Manne brachte," bewunderte die Tat, durch die sie dem Dichter Heinrich Stieglitz Leben, Freiheit und Genie hatte zurückgeben wollen, riet ihm aber aus seinem tiefen Schmerzen kein Gelegenheitsgedicht zu machen. „Ich beschwöre dich," so redete er Heinrich Stieglitz direkt an, „bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! . . . Wahrlich, Poesie ist nun hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist grösser als das, was sich darauf bauen lässt . . .

---

[1]) Literaturblatt, No. 8, S. 188, 25. Februar; unter dem Titel: „Cypressen für Karoline Stieglitz."

Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen."

In der „Deutschen Revue" erinnert Gutzkow an diese Seiten des Literaturblattes, wenn er schreibt: „Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen einen Rath gegeben, der hart aber männlich war."

b) Th. Mundt.

Seitdem er aber dem Phönix diesen Artikel gegeben hatte, war ein Werk veröffentlicht worden, das, ohne gekünstelte Poesie, mit Einfachheit und Stimmung, Charlottens Leben und Tod erzählte. „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal", erschien im Sommer bei Veit in Berlin ohne den Namen des Verfassers; niemand aber entging es, dass der Verfasser kein anderer sei als Th. Mundt, der Redakteur des „Zodiakus"; er hatte jenes „Seitenstück zum Werther" geschrieben, welches Gutzkow gewünscht und gleichsam im voraus angekündigt hatte. So begrüsste Gutzkow in der „Deutschen Revue" mit wahrer Begeisterung die Erscheinung des neuen Werks: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal, heisst vielleicht der ergreifendste Roman, der seit Werther geschrieben und geschehen ist. Man kann ein vielbeweintes Ereigniss nicht poetischer erfinden, als es hier eine sonderbare Verkettung gesellschaftlicher Pflichten und Interessen that. Das Schicksal war hier der ergreifendste Dichter und der, welcher seine Eingebung aussprach, hatte den richtigen Takt, ihm gegenüber sich nicht zu nennen."

In diesem Ton fuhr er fort und schrieb so für die „Deutsche Revue" die schönste und eingehendste Studie, welche über Charlotte und über ihr „Denkmal" je gedruckt worden ist. Er durchdachte forschend die geheimen Gründe dieses tragischen Selbstmordes, fand sie wieder in einer Aufopferung, die er übrigens für

einen Irrtum hielt; er lobte den Biographen, den er nannte, pries den sentimentalen Schmelz und die elegische Farbe der Darstellung.

Diese Zeilen über Charlotte Stieglitz und Mundt hat er in den „Deutschen Blättern“ wiedergegeben, ohne ein Wort zu ändern. In den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ (1836)[1]) hat er den Artikel des „Phönix“ und den der „Deutschen Revue“ in eins verschmolzen und zum grössten Teil abgedruckt; nur unterdrückte er das strenge Urteil des „Phönix“ über Heinrich Stieglitz als Mann und Dichter, sowie den Vergleich, den er in der „Deutschen Revue“ zwischen dem Buche Mundts und dem „Werther“ aufgestellt hatte. Im „Jahrbuch der Literatur“ (1839)[2]) wurden diese Blätter über Charlotte Stieglitz wieder veröffentlicht; sie erschienen noch einmal in den Gesammelten Werken des Jahres 1845 (2. Band „Öffentliche Charaktere“ S. 283) und zuletzt in den Gesammelten Werken der Sammlung Costenoble (9. Bd. „Öffentliche Charaktere“, S. 215.)

c) Bettina. — Junge Literatur.

Darauf folgen einige Seiten, die der Verfasser nirgends, sogar nicht in den „Deutschen Blättern“ hat abdrucken lassen. Sie gelten den Artikeln, die Menzel im Literaturblatt des „Morgenblatts“ der Frauenbewegung und -literatur der dreissigen Jahre gewidmet hatte. Im Monate Oktober (No. 108—109) schrieb Menzel über

1. „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde,“
2. „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde,“
3. „Charlotte Stieglitz.“

---

[1]) 2. Bd. 114.

[2]) „Vergangenheit und Gegenwart“ (Rahel, Bettina, die Stieglitz).

Von Bettina sagte er, es fehle in ihrem Buche das Beste, nämlich „die innere Wahrheit“ In den Tagebüchern Rahels fand er nichts anders hervorzuheben als eine unbegrenzte Verehrung, eine göttliche Anbetung Goethes, über die er sich lustig machte. Über den Tod der Charlotte Stieglitz schrieb er gerade im Gegensatz zu dem Artikel Gutzkows im „Phönix“: „Machen wir aus dieser traurigen Geschichte nicht wieder einen empfindsamen Roman, eine Wertheriade, um die Täuschung fortzupflanzen; kokettiren wir nicht mit den Reizen des Todes, und knüpfen wir nicht an dieses ernstmachende Bild wieder die ästhetische Genusssucht.“ „Die Verspottung der Ehe gehört auch zu den Lehren der neuen Frankfurter Unsittlichkeitspropaganda. Herr Gutzkow gesteht, dass er dahin trachte, die menschliche Gesellschaft von den lästigen Fesseln der Ehe zu befreien und die Weibergemeinschaft einzuführen; ja er zweifelt gar nicht, dass er dahin kommen werde.“

Gegen solche Vorwürfe verteidigt nun Gutzkow die junge Literatur. Es ist ihm ein leichtes, zu beweisen, dass sie an dem Tod der Charlotte Stieglitz nicht die geringste Schuld tragen kann; dagegen bedauert er, dass gewisse Leute keinen Blick für das haben, was um sie her ächzt und leidet, dass sie dieses Ereignis auf eine plumpe Weise angreifen und einen solchen Tumult über dem Grabe einer unglücklichen Frau erheben, „über dem der Himmel schon durch einen ganzen Sommer eine friedliche Blumendecke wachsen liess“.

Auf die Menzelschen Grobheiten antwortet er hier mit Ruhe und Würde, ja mit Rührung, und schliesst: „Wir sind sparsam mit dem Raume, den wir der ‚Polemik in der Deutschen Revue‘ gestatten und erwerben uns gewiss den allgemeinen Beifall, wenn wir Menzels Angriffe missachten und in unserer Bahn freudig vorwärts gehen.“

d) Nation und Publikum.

Noch eins wollte Gutzkow gründlich erörtern, das gleichsam ein wahres literarisches Programm sein sollte, worauf er so viel Gewicht legte, dass er es in den „Deutschen Blättern“ unter dem Titel „Feldzüge gegen Menzel“ ganz wiedergegeben hat. Es ist dies die Stelle, die mit den Worten „Die Dichtkunst war von je her eine Inspiration . . . . .“ anfängt und mit folgenden endet: „Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaftig um Succurs zu bitten.“ In diesen Seiten erklärt er, was er unter dem Namen „neue Literatur“ versteht, und wie weit er von dem Menzelschen Gedanken entfernt ist. Die grosse Aufgabe des Dichters ist, seiner Meinung nach, das Verhältnis zwischen „Nation und Literatur“ zu begreifen und zu verwirklichen. Durch welche Mittel kann er zu seinem Ziel gelangen? Die Antwort Gutzkows ist uns ein Beweis, dass dieser so berüchtigte Demokrat in der Kunst ein Aristokrat bleiben will, und zwar im Gegensatz zu Menzel. Menzel, der die Literatur sehr gern auf die Tageskritik beschränkt hätte, wies aus dem literarischen Gebiet alle Schriftsteller zurück, in denen sich eine hervorragende Persönlichkeit offenbarte; deshalb hatte er Goethe in seiner „Literatur“ so streng beurteilt: er hielt ihn wie jeden grossen Künstler für einen Urtypus des Egoismus. Gegen solche Urteile lehnt sich Gutzkow auf. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein, sagt er mit Menzel, aber sie soll mehr sein, setzt er hinzu. „Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können.“ Die Literatur soll etwas anderes als ein Echo des Nationallebens sein. „Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen grösseren

Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen grösseren Kritiker als Menzel, einen Mann, den ich verachte."

Gutzkow wünscht also eine Literatur, die der Masse nicht schmeichle, sie aber zu lenken würdig sei, ein Werk, das über den heutigen Zuständen schwebe und einen dauerhaften Einfluss auszuüben vermöge. Da jede politische Rennbahn jetzt verschlossen, jede Tat verhindert sei, bleibe nur die Idee zurück. „Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. — Wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das, was wir thun könnten." — „Wir ergreifen die Feder." Seine aristokratischen und demokratischen Ansichten hat er in einen Satz zusammengefasst: „Wir werden uns nur ungefähr so viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind" schreibt er, glaubt aber, „dass nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt". Künstlerisch und demokratisch zugleich soll die neue Literatur sein, nicht die reine Subjektivität eines Dichters, nicht das alltägliche Echo der Zustände darstellen, sondern beides in einem erhabenen Erzeugnis zusammenschmelzen. Heine ist ebenso wenig wie Menzel ein treffendes Muster; beide gehören, jeder in seiner Gattung, zu einem verflossenen Jahrzehnt, von dem man jetzt die Augen wegwenden soll. „Es schien, dass diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt als Heine, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern."

Die wahren Muster bleiben die grossen Dichter der Vergangenheit, Goethe besonders, den Menzel so verhöhnend herabgewürdigt hat: „Ein Ruhm, der alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe." Es handelt sich aber nicht darum, Goethe nachzuahmen, sondern mit ihm zu wetteifern, einen der Zeit und dem

Volk gemässen Begriff der Poesie wieder aufzufinden, was nicht ohne Missgriffe und vergebliche Versuche geschehen kann, was aber fortwährend verfolgt werden soll. Schiller und Goethe, Balzac und G. Sand haben nicht auf den ersten Schlag das Rechte getroffen: von der „Peau de Chagrin" bis zum „Père Goriot" ist ein riesiger Fortschritt, „André" ist ein grösseres Kunstwerk als „Lelia".

Diese Seiten über das Verhältnis der Literatur zu der Nation hat Gutzkow nicht nur in den „Deutschen Blättern" wiedergegeben, sondern auch zum grössten Teil in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur" abdrucken lassen; so sehr lag ihm daran, dass sein wahrer Gedanke nicht von seinen unzähligen Gegnern verfälscht werde.[1])

Schluss.

In einer kurzen Selbstbiographie, die Gutzkow im Jahre 1859 seinem ehemaligen Mitarbeiter des „Telegraphen", K. Goedeke, sandte, und die erst nach seinem Tode in der „Gegenwart" erschien, schrieb er über seine Streitschriften des Jahres 1835:[2]) „Ich gestehe, dass ich kürzlich meine Kritiken im Literaturblatt des ‚Phönix' wieder las und sie an jedem Andern anerkennen würde. Sie sind oft grob, aber durchweg naiv, aufrichtig und sagten alles das zuerst, was jetzt über damals erschienen Werke überall zu lesen ist. Ich wünschte ein Literarhistoriker läse diese Arbeiten in der Zeitschrift selbst."

Was er hier über den „Phönix" schreibt, gilt auch

---

[1]) Siehe „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", Neue Ausgabe, 1839, Bd. 2, S. 166 . . . 174 von hier an: „Es handelt sich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur", bis: „André ist ein grösseres und beruhigenderes Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht".

[2]) „Die Gegenwart", 1879, S. 394.

für die „Deutsche Revue“. Ja, diese Artikel, die wir wiedergegeben und beurteilt haben, sind „durchweg naiv, aufrichtig“, auch vielleicht rücksichtslos, aber bei weitem nicht so grob wie manche Angriffe Menzels.

Obgleich einige Seiten dieser „Deutschen Revue“ vom Verfasser schon in den „Beiträgen zur neuesten Literatur“ und später hier und da herausgegeben wurden, haben wir für gut erachtet, damit der Leser die Denkart des Schriftstellers recht fassen und seine Gedanken in ihrem Zusammenhang verfolgen, damit der Literarhistoriker diese Arbeiten in dem Text der „Deutschen Revue“ selbst erforschen könne, hier den ganzen Artikel „Literatur“ nebst „Elbe und Nordsee“ von Wienbarg, abdrucken zu lassen. „Bernadotte“ kann man ungekürzt in den Gesammelten Werken („Öffentliche Charaktere“) lesen.

J. Dresch.

Mars 1904.



Deutsche Revue

1835.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

Literatur

von

Karl Gutzkow.



I.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

5 Morgens fünf Uhr erwachte ich, kleidete mich an und ging auf's Deck. Aus einem brütenden Schlafzimmer, aus einem engen Bettchen auf einen Altan, der hoch und frei über dem Wasser schwebt, in die frischen Strömungen einer Luft, die sich mit der Sonne des Juni vermählt!
10 Ich war wie neu geboren. Im meilenweiten Spiegel dehnte sich die Elbe aus; die Hügel, die nur zwei Meilen unter Hamburg auf Holsteinischer Seite ihren nächsten Uferbesatz bilden und auf Hannöverischer Seite den Horizont begränzen, waren bereits tiefer in das Land zurückgetreten
15 und dem Auge ganz verschwunden. Glückstadt lag vor uns, wir hatten sieben Meilen zurückgelegt.

Jemand hat gesagt, es fehle Glückstadt nur an diesem oder jenem, um Hamburg zu werden, und wenn einmal dieses oder jenes glücklich zu Hauf käme, an der Stelle
20 wo Glückstadt liegt, Kapitalisten, England, Amerika, Norden, Süden, Fracht und Rückfracht, alle Kleinigkeiten, die zum Welthandel gehören, dann habe die letzte Stunde für das alte Hamburg geschlagen, die Uhr im Michealisthurm werde stehen, der goldene Zeiger fallen und mit der
25 Hamburger Bank und Börse sei's vorbei.

Was diesen traurigen Ort betrifft, der sich Glückstadt nennt, so war derselbe ehemals eine Festung, so gut

wie jede andere, ehe er auf den ersten Schuß genommen und darauf demolirt wurde. In dieser Hauptstadt von Holstein befanden sich noch vor Kurzem, außer sämmtlichen Landeskollegien, auch die beiden Examinationskollegien für theologische und juristische Kandidaten. Es haben sich 5 von hier aus viele schlechte Charaktere im Lande verbreitet; denn jeder, der nicht durchfiel, bekam einen Charakter, den ersten, zweiten, dritten, und zwar entweder simpelweg, oder mit Auszeichnung, oder mit rühmlicher Auszeichnung, oder mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Diese Weisheits- 10 skala mit fahrenheitischer Gradmessung scheint mir aber gar nicht ausgezeichnet, im Gegentheil sehr simpel, ja unwürdig und lächerlich. Dieselbe wird in Kiel beibehalten. In Glückstadt wird gar nicht mehr examinirt, außer an dem Thor, wo man sich selbst einen beliebigen Charakter ertheilt. 15

Unter einem von den niedrigen rothen Dächern, die sich dort um Zuchthaus, Arsenal, Kaserne gruppiren, habe ich zwei Nächte geschlafen. Im Vorüberfahren dachte ich an den unglücklichen Freund, der mich damals beherbergte. Eine dämonische Natur in der Kremper Marsch! Emi- 20 nent, phantastisch, bizarr in Glückstadt! Philister, Soldaten, Prediger über sich, als Advokat nur seine eigenen Prozesse führen, sein letztes karges Brod mit dem letzten Klienten theilen, der den Gutmüthigen hinterher blamirt und schuftig betrügt, welch jammervolles Loos! Doch sind diese Prozesse 25 interessant. Welches Licht werfen sie auf rothe und schwarze Röcke, auf den Jammer rechtlicher und socieller Zustände. Du bist Advokat. Ein armes Judenmädchen tritt schluchzend in dein Zimmer und bittet dich flehentlich um Beistand. Du läßt das Mädchen niedersitzen, verlangst Ruhe und 30 Fassung, zusammenhängende Erzählung. Die Polizei will sie aus der Stadt schaffen. Was ist ihr Verbrechen? Sie ist unbescholten, keiner kann ihr etwas nachsagen, aber sie liebt einen jungen Menschen, der sie in ihrem Hause besucht, er ist Mediziner, hat seine Studien ab- 35 solvirt, ist von Niemand abhängig. Auf wessen Ansuchen thut die Polizei diesen Schritt? Auf Ansuchen ihres

Oheims; derselbe ist Oberrabbiner in Glückstadt. Das Mädchen, eine Waise nicht in Glückstadt geboren, kann kein Schutzrecht für sich in Anspruch nehmen. In diesem Augenblick erscheint athemlos der junge Mann. Du
5 empfängst ihn mit der Frage: haben Sie ernsthafte Absichten auf dieses Mädchen? — ich wollte sagen, ist es Ihr Wille, mit ihr in den Stand der Ehe zu treten? — Antwort, Ja! — Nun wohl, so erklären Sie sich von Stund' an für den Verlobten derselben. Sogleich werde
10 ich, auf diesen Titel, um Inhibition des Polizeibefehls bei den Gerichten nachsuchen. — Weinen Sie nicht, mein Kind, die Drohung der Polizei macht sich heute noch nicht wahr; mindestens verspreche ich Ihnen noch vierzehn Tage Aufschub, und in der Zeit wollen wir weiter sehen. —
15 Der Advokat hält Wort, das arme Geschöpf entgeht der Beschimpfung durch eine Galgenfrist. Allein nach dem Gesetze sind die Ehen zwischen Bekennern des alten und des neuen Testaments unstatthaft, daher auch das Verlöbniß ungültig. Was war zu thun? Die Jüdin mußte erklären,
20 sie wolle Christin werden. Der Rabbiner zerrauft sich den Bart; ein lutherischer Pfarrer nimmt das geistreiche Mädchen, eine anmuthige Glaubenstrophäe, in die Zahl seiner Katechumenen auf; nichts läßt bezweifeln, daß sie glücklich dem Judenthume, den Verfolgungen der Synagoge
25 und der Polizei entgehen werde. Nun fehlt es freilich an Geld. Aber unser Advokat, der sein Werk nicht im Stiche lassen will, und der sowohl dringend eingeladen, als auch durch die naive Lebhaftigkeit seiner Klientin angezogen, sich von ihrer Noth und Aermlichkeit und von
30 der erschöpften Kasse ihres Geliebten überzeugt hat, schüttet diesem großmüthig beinahe seine ganze Kasse aus, und bringt sich dadurch selbst später in die peinlichsten Verlegenheiten. Mittlerweile hat das Judenmädchen den lutherischen Katechismus auswendig gelernt, sie ist im
35 Stande, auf alle Fragen nach dem, was sie glaubt, die Antwort der symbolischen Bücher zu geben. Also sie ist zur Taufe reif, sehnt sich nach dem Tage wo ihre Lektionen

aufhören. Plötzlich aber und ihr ganz unerwartet, tritt der Geistliche zwischen sie und das Taufbecken ihr erklärend, er könne sie nicht eher in den heiligen Bund der Christenheit aufnehmen, als bis sie sich rein gewaschen habe von der Anklage ihres sittlichen Wandels. Unerhört! Grausam! Pfäffisch! Einem schwachen Mädchen, das allein steht in der Welt, zuzumuthen, sich von etwas zu befreien, das als Stadtgerücht um sie zischelt, von dem sie sich so wenig wehren kann, wie ein Spiegel vor dem Hauch, wie ein Brunnen vor dem Stein. Sich von ihrem bösen Leumund befreien! Sie hätte den Pulverthurm anstecken und Glückstadt in die Luft sprengen müssen. Konnte sie den bösen Leumund vor Gericht laden? Nicht einmal die Polizei durfte sie verklagen, welche sie auf Grund bösen Leumundes aus der Stadt weisen wollte. In welchem elenden Kreise schleuderte man hier ein armes Weib herum? Ein Rabbiner überliefert sie der Polizei; den Häschern entrissen, sucht sie Schutz bei den Gerichten, diese schicken sie an die Geistlichkeit und die Geistlichkeit verräth sie an das Gerücht unter den Leuten, von dem gar keine Appellation stattfindet. — Unser Advokat, dem das Blut kocht, schleudert dem Prediger in Form eines Briefes Worte des Unwillens und der Verachtung zu. Darauf wendet er sich an die Gerichte und verlangt, daß der Geistliche im Namen der bestehenden Gesetze zu seiner Pflicht angehalten oder das Mädchen einem andern Geistlichen zur Verrichtung des Taufakts überwiesen werde. Er wird mit seinem Gesuche ab und zur Ruhe verwiesen. Kaum hat er das Rescript zerknittert, so erscheint der Bräutigam, und bittet um Geld. „Geld? ich habe nichts, da sehen Sie in meine Schublade“! Wiederholtes, dringenderes Ansuchen und die Worte, „bei Ihrem lebhaften Interesse an unserm Schicksale kann ich erwarten, daß Sie Anstalt treffen.“ Höchstes Erstaunen von Seiten des Advokaten, er bittet um Erklärung. Diese erfolgt und überbietet alles, was man sich von Frechheit denken kann. „Sie haben einmal Ihren Ruf, Ihre Advokaten=

stelle in diese Angelegenheit verwickelt, Sie werden, Sie dürfen uns nicht fallen lassen, nur auf Ihre Veranlassung habe ich mich so tief in diesen Handel verstrickt, ich rechnete in jeder Hinsicht auf Ihren fortwährenden Beistand, schaffen 5 Sie mir Geld." Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung hört der, sonst so leicht aufbrausende Advokat, diese Rede an. Er denkt weniger an Undank, Gemeinheit, Schlechtigkeit, als an die Raserei eines bedrängten Augenblicks. Er versucht durch eine einfache Relation 10 des Sachverhältnisses den Menschen zur Vernunft zu bringen. Als dieser aber ihn mit auffallenden Reden, mit dunkelklingenden Drohungen unterbricht, faßt er sich kurz, zeigt ihm die Thür, und verbietet ihm, jemals wieder seine Schwelle zu betreten. — Einige Tage nach- 15 her will man im ganzen Klatschneste recht gut wissen, warum der junge Advokat sich so menschenfreundlich einer verlaufenen Jüdin angenommen; die Frau Lieutenantin hat gesagt, daß die Frau Kammeräthin ihr gesagt habe, daß sie vom Herrn Obergerichtsrath gehört habe, derselbe 20 habe vom Gerichtspedell in Erfahrung gebracht, der Advokat T. gehe jeden Abend in's Haus der Jüdin, und die ganze Nachbarschaft, ja der Bräutigam selber wisse recht gut, welche Bewandtniß es mit diesen Besuchen habe, und wie natürlich sich sein Antheil an dieser Person erklären lasse. 25 Andere sind noch besser unterrichtet; sie wissen, daß der Advokat T. in der letzten Zeit aus dem Hause der Jüdin weggeblieben; sie kennen auch die Ursache davon. Das sei nun eine Sache, die der Jüdin eigentlich zur Ehre gereiche, denn sie habe den Advokaten abblitzen lassen — und wie 30 das boshafte Gewäsche weiter lautet, das, obgleich von einem Elenden ausgehend, doch ganz geeignet war, die letzten Fäden durchzuätzen, durch welche noch der junge Mann mit der Glückstädter Soziété und einer soliden Reputation zusammenhing. — Das Ende der Geschichte 35 ist kurz. Die Jüdin blieb Jüdin und lebt mit ihrem Geliebten in Hamburg, ob freiwillig oder auf Polizeibefehl aus Glückstadt gezogen, weiß ich nicht zu sagen.

Du aber, T., wenn du diese Zeilen liesest, mögen sie dir eine Mahnung sein, nicht allein zur Herausgabe deiner prozessualischen Merkwürdigkeiten, sondern auch vor allem an die Wünsche, die ich in Glücksstadt gegen dich aussprach. Oder rollen schon die Wogen des altlantischen Meers zwischen dir und meinen Plänen? — Oder sprecht ihr Andern schon in Holstein, wenn ihr euch im Kränzchen, oder auf dem Kindtaufsschmause eine Neuigkeit erzählen wollt, „der tolle Ferdinand ist auch todt!?“ Nun, das klingt jedenfalls besser, als „der schlechte Ferdinand“ — Wit nämlich, genannt von Dörring, welcher, wie euch bekannt, sein leiblicher Vetter ist. Wollt ihr billig sein, so nennt den Einen einen genialen, den Andern einen spitzbübischen Narren. Deutschland ist reicher an der letzteren Sorte als an der ersteren. Das bedenkt. —

Die Beurs von Amsterdam fuhr ein wenig schneller an Glückstadt vorbei, als ich eben. Wollte ich so ausführlich von allen Freunden und Bekannten sprechen, die hüben und drüben am Ufer in Dörfern, Flecken, Städten bis zur Elbmündung sich angesiedelt, so könnte das Dampfboot seine Fahrt in dieser Zeit dreimal hin und her machen, eh' ich an Helgoland vorüber wäre. Mir freilich gewährte diese stille Unterhaltung nicht allein Schutz vor Langeweile, sondern einen ganz besondern Reiz. Ich stand die ganze Zeit am Geländer und orientirte mich mit dem Fernrohr. Ich war aufgeregt durch den Gedanken, du nimmst für lange Zeit, vielleicht für immer Abschied von deiner norddeutschen Heimath. Und gehörte ich nicht durch das Blut beiden Ufern an? — Meine Mutter war aus Ottersberg, einem anmuthigen Flecken auf der Poststraße nach Bremen. — Lächelt nicht, ich bekenne meine Schwachheit, wenn's eine ist. In freier Liebe schwebt mein Geist über Deutschland, ja über dem ganzen Erdkreise, und ich habe stets, wo ich auf dem Gebiet der Geister eine provinzielle Blindschleiche traf, zornig nach ihr gespuckt und den Fuß aufgehoben. Auch legte ich in Beziehung auf Norddeutschland die Probe ab, daß ich selbst einem Ele-

ment, das mir mit der Muttermilch eingeimpft worden, den Krieg erklären kann, sobald ich einsehen gelernt, daß es störend in den humanen und nationellen Bildungsgang eingreife. Ich war der erste Niedersachse, der seine Muttersprache befehdete, obgleich sicher nicht der letzte, dem sie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war. Ich wollte keinen Vorrang vor dem Volke, ich glich nicht den hochmüthig Gebildeten, die mich darob der Impietät anklagten, und die kaum anders ein plattdeutsches Wort in den Mund nahmen, als wenn sie sich vornehm gemein machen wollen mit dem Volk. Ich griff meine niedersächsische Muttersprache an, weil sie verdorben, versumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme frischer Bildungskeime unfähig geworden war. Grund genug, um mich über alle Konsequenzen zu beruhigen, aber auch Beweis genug, daß ich nicht die Fesseln der Geburt trage. Doch bekenne ich, daß mir diese nicht gleichgültig erscheint. Im Charakter ist ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Physiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine Linie, überall ein Etwas, das zum Mysteriösen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus seiner Haut kann Niemand fahren, am wenigsten ein Deutscher. Wer ein scharfes Auge hat und herumgekommen ist, sieht dem Deutschen gleich seine Landsmannschaft an. Das Schwierige ist auch hier die Definition. In mein Taschenbuch zeichnete ich eine Skizze des Hannoveraners und des Holsteiners, zwei demselben Sprachstamme angehörige, nur durch das Bett eines Stroms geschiedene Volksindividualitäten, auf gleichem Terrain — Haide, Geest und Marsch — mit denselben Beschäftigungen — Ackerbau und Viehzucht — beide der Fremdherrschaft unterworfen; und die demungeachtet in der Besonderung der schärfsten Nüancirungen, ja wahrhafter Contraste einander gegenüber erscheinen. Im Allgemeinen ist der Holsteiner im Körperbau gedrungener, stärker und größer, dabei aber bequemer und schlottriger als sein Nachbar. Von Natur, und ohne besonders nahe Aufregung, ist er

der größte Bärenhäuter im Geistigen und Physischen. Auf eine Springfeder im Kopfe des Holsteiners kommen drei Springfedern im Kopfe des Hannoveraners. Dennoch scheint die eine jenen weiter zu schnellen, als diesen drei. Er ist gröber und maliziöser, er wird geboren als ein 5 Klotz und stirbt auch oft als solcher. Doch wenn man ihn näher beschaut, zeigt er überraschend feine, tieflaufende Adern des Gefühls, einen gesunden Reichthum moralischer Säfte, und eine Charakterfaser, die der Axt widersteht. Zugänglicher, gefälliger, ich möchte sagen, weiblicher in 10 Allem ist der Hannoveraner. Beide sind kerngesund, aber der Holsteiner wächst und altert langsamer. Ist es nicht merkwürdig, daß jene üppigen Mädchen am linken Ufer der Elbe früher verblühen, als am rechten Ufer? Und doch ist es so, und gilt auch von den Männern. Spitze 15 Nase und Kinn, zugeschärfte Gesichtszüge, eingesunkene Augen sind Erbtheile der Hannoveraner, die über ein gewisses Alter hinausschreiten. In Holstein herrschen mehr die runden und stumpfwinklichten Formen vor. Und so könnte man diese Parallele noch weiter und bis in's 20 Einzelne hinabführen, wenn man den Instinkt und die Liebhaberei für solche Beobachtungen hat. Was mich betrifft, so füge ich nur noch hinzu, daß ich aus meiner Geburt eine Verschmelzung von beiderlei Charakteren in mir ableitete. Wer darin bloß ein Spiel meiner Phantasie 25 erblickt, wird mich nicht beleidigen.

Die Elbufer sind freilich sehr monoton. — Zunächst Schlick, oder Sand, oder unbedeichtes Wiesenland, darauf Deiche und hinter diesen von Zeit zu Zeit hervorschauende Kirchthürme, die in ihrer geschmacklosen Bauart aussehen, 30 wie riesige Marschbauern in Sonntagsstat, und bunte Häusergiebel, auslaufend in Ochsenhörner, wie solche in heidnischer Zeit Sitte waren. Ueberhaupt mag es stets eine eigene Bewandtniß mit dem Christenthum dieser fetten übermüthigen Bauern gehabt haben. Einer von meinen 35 Universitätsfreunden, ein frommer Theolog und einer der famosesten Gläubigen von dieser Kante, wurde einmal von

der ungläubigen Sekte der Manichäer hart bedrängt, und ging in dieser Noth den lieben Gott tagtäglich an, ihm den längsterwarteten Wechsel herbeizuschaffen. Als der Wechsel nicht anlangen wollte, brach endlich der Faden
5 seiner Geduld; er schleuderte seine Bibel an die Wand und rief: Herr! Ledder um Ledder, sleist du mi, sla ik die wedder! — eine sprichwörtliche Redensart, zu hochdeutsch: Leder um Leder, schlägst du mich, schlag ich dich wieder. In diesen altsassischen Worten ist ihr Haupt-
10 glaubensartikel enthalten. Man kann dieselben als Motto über ihren Lebenslauf setzen, vor allen über die Chronik der Ditmarscher, welche die Werkthätigkeit ihres Glaubens auf's glorreichste in alter Zeit an Königen, Fürsten, Grafen und Herren dargethan haben. Die Ditmarscher St. Maria
15 war eigentlich in Verbindung mit St. Georg, eine Schlachtengöttin; und als die Ditmarscher ihr einmal, bei Gelegenheit, als sie ihnen die große Garde umbringen half, im Jahre 1500, ein Nonnenkloster gelobt und aus einem Theil der reichen Beute aufgebaut hatten, fehlte es an
20 Jungfrauen zum heiligen Dienst; denn selbst die Jungfrauen hatten besser Lust unter St. Maria zu kämpfen als zu beten. In dieser merkwürdigen Bauernrepublik galt kein Papst noch Bischof; und wie sie klug und stolz genug war, ihren Adel auszutreiben, so hätte sie jeden
25 Geistlichen, der es gewagt, einen von Rom geschleuderten Bannstrahl fortzuleiten, selbst in die Acht gethan und aus dem Lande gejagt.

Ditmarchen liegt im nordwestlichen Holstein zwischen Eider und Elbe, welche beide sich im äußersten Winkel
30 dieses Ländchens mit der Nordsee vereinigen. Das Dampfschiff fuhr an der entgegengesetzten Seite, an Cuxhaven vorüber. Man gelangt in die Nordsee, man weiß nicht wie; denn die Elbmündung ist so breit, daß Dittmarchens Küste und die Fortsetzung derselben uns als dämmernder
35 Streifen am östlichen Horizont erschien.

Bei Cuxhaven wurde die Maschine einige Minuten innegehalten; ein Boot näherte sich, kombattirend auf

schäumenden Wellen, Pakete und Briefe wurden ausgetauscht, und nach einem verhallenden „Glück auf die Reise," das uns die rauhe Gurgel der Bootsknechte zuschrie, tobten die Räder mit entweihenden Schlägen in die heilige Fluth hinaus. 5

In einiger Entfernung hinter dem rothen Leuchtthurm von Cuxhaven steht eine obeliskenförmige Steinmasse, die ebenfalls eine nautische Bestimmung hat. Ein Schiff, das seewärts geht, oder in die Elbmündung einsegeln will, muß sich in solcher Richtung halten, daß der 10 Fuß des Leuchtthurms ungefähr vom Obelisken bedeckt wird. Längs den Küsten der Nordsee, und rund um die Mündungen der großen Ströme, welche sich in die Nordsee ergießen, muß das Fahrwasser so ängstlich abgemessen werden, wie auf den Strömen selbst, die bekanntlich, mit 15 Ausnahme der Schelde, alle stark versandet sind. Eine Seekarte gewährt überraschende Blicke in dieses Straßengewinde, das sich meilenweit in die offene See hinein, durch jene gefährlichen Sandlagen zieht, welche man Watten nennt und die so häufig als Inseln an Schleswigs Küste 20 unter dem Namen der Halligen, auftauchen. Man kann von dem weiten Eingreifen dieser Sandbänke ins Meer sich einen Begriff machen, wenn man die hohe pittoreske Sanddüne erblickt, welche sich dicht vor Helgoland erhebt, und schon aus weiter Ferne durch ihren weißen Schimmer 25 vom röthlichen Gestein des Felsens absticht. Nicht allein auf dem fabelhaften Felsen, sondern auch auf dieser Düne sitzt eine Sphinx, und legt den Vorüberfahrenden das dunkle Räthsel ihrer Existenz zur Auflösung vor. Ist dieser Hügel der Rest einer verschwundenen Dünenkette, 30 die zu einem ebenfalls verschwundenen Ufer gehörte? Oder wie kann man sich die Möglichkeit seiner isolirten Bildung, mitten im Meer, vorstellen? — Ich bin kein Oedipus und ließ die naturhistorische Doppelsphinx, ohne Antwort auf Fels und Düne sitzen, mit denen sie viel- 35 leicht schon im laufenden Jahrhundert ins Meer stürzen und verschwinden wird. An Helgolands baldigem Unter-

gang zweifelt kein Helgoländer mehr. Dieses Räthsel in Sandstein wird also von den Wellen aufgelöst werden — wie das fleischerne Räthsel, Herz genannt, mit seinen dunkeln scharfklauigen Sphinxfragen an sich selbst, über 5 sich selbst, über seinen ersten und letzten Pulsschlag, seinen Haß und seine Liebe endlich aufgelöst werden wird — von denen, die es angeht.

Alle Passagiere waren auf dem Deck versammelt und beugten das alte wundersame Schau- und Cabinetstück 10 der Nordsee mit gebührendem Interesse. Ich für mein Theil dachte an jenen Johannes, den ich in meinen Wanderungen durch den Thierkreis aufführte, und den ich mir zum Helden eines in Norddeutschland spielenden Sittenromans aufgeopfert habe. Diese innige treue Seele 15 mit ihrer grenzenlosen Selbstvergessenheit, ihrem Köhlerglauben, und jenem schaurig heitern, ächt helgolandischen momento mori, das sie mit jedem Wort ausathmete und das zu ihrer blühenden Hülle so seltsam kontrastirte, niemals hat sie begriffen, woher die ordinären und super- 20 klugen Menschen herkämen, da doch alle Menschen wandelnde Geheimnisse seien, eingeschachtelt in tausend andere Geheimnisse, welche das große heilige Weltgeheimniß bilden. Und an dieser kindischen Verwunderung ging Johannes zu Grunde. Er lernte nur zu früh, daß es schnellwirkende 25 Zaubermittel gibt zur augenblicklichen Mystifikation der Gefühle — er langte nach der tückischen Phiole, deren flüchtig berauschender Saft weiland Doktor Faust noch nicht kannte, und der erst später, in einem schlanken, sein Feuer verbergendem Rohr aus Amerika nach Europa kam. 30 Schweige ich und traure, wie ich damals schweigsam trauernd an der doppelten Ruine eines Felsens und eines Felsenkindes vorüberfuhr.

Einer meiner Reisegefährten, der mich auf die unruhige, sonnenflimmernde, schaumwirbelnde Wasser-Sahara 35 hinausstarren sah, machte meine Bekanntschaft durch ein Witzwort, das mich aufscherzte und erheiterte, weil es so ziemlich die Empfindung eines Friseurs beim Anblick des

Meeres ausdrückte: „Die Wellen, sagte er, schütteln ihre weißgepuderten Allongenperücken, sie gleichen einer Versammlung ehrwürdiger Magistratspersonen, die ein Menuett aufführen.“ Ich blickte nach dem Sprecher um, er war ein Mann in gesetzten Jahren mit gesetzter Haltung, die zwischen commandirter militairischer Steifheit und bürgerlicher Ungenirtheit eine ganz eigenthümliche Mitte hielt. Der glatte Haarstrich, die steife Cravatte, der ökonomisch knappe braune Oberrock, die grauen Beinkleider bildeten dazu eine angemessene Drapperie. Ich erfuhr, daß der Herr ein Fabrikant aus Kopenhagen sei. Das war's. Solche Posituren, solche Kleiderschnitte sind in Dänemark zu Hause, in diesem Staate, wo alles auf soldatischem Fuß hergeht, wo Kaufleute den Titel von Stabsoffizieren in der Armee erhalten, und das Leben sich im bandelirten, zugeknöpften, brustwattirten, schmachtriemenartigen Formate die Seele auspreßt. — „Also aus Kopenhagen, sagte ich, aber Sie haben nicht den dänischen Akzent, diese weichlispelnde Betonung, die von den Lippen ihrer schönen Frauen uns so reizend ansäuselt, im Munde ihrer männlichen Landsleute aber so schluckerhaft klingt“. — „Meine Familie stammt aus Deutschland,“ antwortete der Fabrikant, „auch bemüht man sich jetzt in den besten Zirkeln von Kopenhagen, ein scharfes, reines Deutsch zu sprechen.“ — Ich fragte nach dem Zustande des Handels und der Fabriken und ob nicht vielleicht in der jüngsten Zeit etwas mehr Leben an der verödeten einsamen Zollbude des Kopenhagener Hafens erwacht sei. Er nahm eine Prise und machte ein schiefes Gesicht. Dann entwarf er, in schneidenden Zügen, und mit einem rücksichtlich seiner eigenen Betheiligung sehr leidlichen Humor, das graue Bild eines der trübseligsten hoffnungslosesten Notstände, worin nur ein Staat, ein Land, eine Stadt, der Einzelne versinken kann. Er ging dabei, als ein durchaus unterrichteter Mann, in ein Detail hinein, dessen Wiederholung hier nicht am rechten Ort wäre. Die Wurzel des Uebels suchte er zu nahe, und, wie dieses gewöhnlich von auf-

geklärten Liberalen geschieht, so einseitig im Regierungs-
system, oder vielmehr in der Destruktion der Staats-
maschine. Weil er mir die Vorurtheile der Dänen
gegen die Deutschen nicht zu theilen schien — Vorurteile,
5 die noch aus den Zeiten Struensee's herstammen — und
daher nicht zu befürchten war, daß er meiner Ansicht
über Dänemark eine gehässige, national-antipathetische Aus-
legung geben würde, so rückte ich mit jener hervor und
faßte sie etwa in folgenden Worten ab. Dänemark,
10 sagte ich, dieses kleine Inselreich, das in früheren Jahr-
hunderten der Kron- und Zeptertragende Mittelpunkt so
bedeutender Reiche wie Skandinavien und England war,
scheint durch seine glückliche Lage zum Handelsmittelpunkt
des Nordens bestimmt zu sein. Von hafenreichen Küsten
15 umrandet, von tiefen Gewässern dreifach durchfluthet, an
der einzigen Seegasse zwischen dem Westen und den Küsten
des baltischen Meeres, möchte man in der That glauben,
daß Dänemark von Natur auf einen großartigen Zwischen-
handel angewiesen sei. Nun zeigt aber die Geschichte uns
20 Dänemark in einer ganz anderen Rolle, anfangs in einer
erobernden, kriegerischen, später in einer ziemlichen Be-
schränkung seiner Schiffahrt auf die Ausfuhr seiner beiden
Hauptprodukte, des Korns und der jütischen Ochsen. Wie
soll man sich dies erklären? Durch Mangel an Elastistizät,
25 an Kombination, an friedlichem Unternehmungsgeist? Wohl,
einen Theil der Schuld mögen die Dänen selber tragen;
darein will ich mich nicht mischen. Was Thätigkeit vermag
und Trägheit versäumt im Leben, ist nicht wohl zu be-
rechnen. Mögen sie also wirklich den Hansestädten, den
30 Holländern, Engländern allzuleichtes Spiel gemacht, ihren
Sund zu wenig benutzt und sich aus Faulheit an ihrem
Sundzoll, dieser elenden Sinecüre, dieser Leibrente für
die Altersschwäche, begnügt haben, dieses was ich im
Ganzen nicht läugne, will ich anderen Richtern zur
35 genaueren Abschätzung überlassen. Aber man muß nicht
außer Acht lassen, daß Naturbegünstigungen öfters von
geschichtlichen Ereignissen durchkreuzt werden. Hier war

es der Gang des Handels, welchen die Dänen nicht in der Hand hielten. Vor der Entdeckung von Amerika ging der Handelsweg aus Italien über Deutschland, wo er in den Ostseehäfen mündete und von hieraus seine Fortsetzung fand. Als der Seeweg nach Indien, als Amerika auf- 5 gefunden war, machte sich der Besitz von Kolonien in den neuentdeckten Ländern zum nothwendigen Erforderniß, um in Europa die Rolle einer schifffahrenden Nation zu spielen. Denn auch abgesehen von den zufließenden Reich- thümern und dem höhern Schwung des Lebens, erwarb 10 sich die Schifffahrt des Mutterlandes ein solches Ueber- gewicht in den europäischen und auswärtigen Häfen, ward namentlich so sehr, bei direktem Handel, durch Rückfracht- gelegenheiten begünstigt, daß andere Nationen dagegen nicht Segel halten konnten. Allerdings greift hier die 15 Frage ein: warum verschafften sich die Dänen keine Kolonien, warum gingen sie nicht mit den Holländern zur Beute, warum pflanzten sie die Danebrogsfahne nur auf einige elende Absteigequartiere in Ost- und West- indien, ja sogar in Afrika? Allein ich möchte diese Frage 20 nicht gern zum Nachtheil dieser Nation gelöst sehen. Sollte ich den Dänen einen Vorwurf daraus machen, daß sie das verbrecherische Glück der Holländer in Asien nicht theilen? Das ist der Punkt, auf den es hinausläuft, und ich habe stets einen unüberwindlichen Schauder vor dieser 25 letzten Consequenz der Handelstheorien gehabt. Ich ab- solvire die Dänen im Namen der Menschlichkeit, möchte auch lieber, daß der Stab des Merkur in tausend Stücken zerbräche, als daß seine Schlangen sich um die Brust der Völker ringeln. Die Holländer kennen den dänischen König 30 nur als „Ochsenkönig“; die Engländer aber wissen von einem alten König Kanuth und einer Handvoll kühner Degen, die ihm England erobern halfen. Der unruhige Geist der Abenteuer und kriegerischer Eroberungen, welcher einst den skandinavischen Norden auszeichnete, muß mit 35 dem Handelgeiste wenig Gemeinschaft haben, er flüchtete nicht in diesen über, er starb als dieser aufkam. — Was

die Aussichten auf die Zukunft betrifft, so schimmern für Dänemarks Handel und Schifffahrt wahrhaftig keine Lichtpunkte in der Ferne; die Aufgabe wird immer schwieriger, die Konkurrenz immer größer, und was Englands, Hollands,
5 Frankreichs Schifffahrt in der Ostsee benachtheiligt — die täglich wachsende Zahl der russischen und preußischen Segel — wird Dänemark keinen Vorschub bringen. Sie sehen, ich bin gerecht, wenn ich von Dänemarks Unglück spreche. Was Dänemark sein und werden könnte in den
10 Händen der Engländer, will ich nicht untersuchen; Dänemark wird niemals eine englische Provinz, eher ein Theil des schwedischen Reiches. Allein, was Dänemark unter diesen Konstellationen Großes aus sich selbst machen kann, sehe ich nicht ein. Industrie? — Wo hinaus? — Zum
15 Bedarf des Landes. Das läßt sich hören. Aber besitzt Dänemark die Comfortabilitäten, ja die gehörigen Fähigkeiten zur Industrie, wird es künftighin besser, als gegenwärtig, trotz dem rigorösen Zollsystem, mit Frankreich, England und Deutschland Markt zu halten im Stande
20 sein? Der Minister Bernstorff hat viele Hunterttausende auf Kopenhagens Manufakturen verwandt. Wo sind diese? Wie schlecht ist nur das Tuch, das in Kopenhagen fabrizirt wird; es würde nicht einmal die Concurrenz mit der Tuchfabrik in Neumünster, im Lande Holstein aushalten, wäre
25 nicht die Einfuhr dieses Fabrikats, ich weiß nicht, ob gänzlich verboten, oder mit zu hohem Zoll belastet. Der Däne besitzt ein gutes mechanisches Talent — ich wünsche ihm alle übrigen, und Erfindungs- oder auch nur Nachahmungsgeist; damit bringt er es wenigstens zu einer
30 erträglicheren Existenz, als worin er gegenwärtig schmachtet. Denken Sie sich die beste Monarchie unter welchem Bilde Sie wollen, z. B. unter dem einer weisen väterlichen Erziehung, bleiben wir bei diesem — auf wen kommt's am Ende denn eigentlich an, — wenn nicht auf den Sohn?
35 Ein Kind lernt gehen, wenn's gesunde Beine, denken, wenn's Kopf, handeln, wenn's Charakter hat, und zur Ausübung aller dieser Akte kann das Kind gezeitigt und

durch Maximen angeleitet werden. Das ist viel, aber auch alles; und zuletzt muß der weise Erzieher Gott danken, daß die Mißgriffe, die er begeht, nicht die Summe der Förderungen übersteigen, und aus der Erziehung keine Verziehung wird. In keinem anderen Verhältnisse stehen 5 die Regierungen zu den Bürgern, die weisen nämlich, und die in ihrer Weisheit viel regierenden: derselbe Vorschub, dieselbe Nachhülfe, dieselbe Besorgniß, und bei so vielen Schritten doch nur dasselbe Glück. Im Volke, im Leben, im Kreislaufe natürlicher Entfaltungen, da blüht das Heil, 10 was durch den obersten Willen allerdings von manchem äußern Druck befreit, aber kaum irgendwie positiv gefördert werden kann. Sagen Sie mir, warum gedeiht die Industrie in Kopenhagen nicht? Die Regierung hat sie durch Zölle, Geldvorschüsse, Monopole unterstützt, was kann sie mehr? 15 Gute Fabrikate schaffen? Befehlen, daß man die schlechten kaufen soll? Es wird wohl Zeit, einzusehen, daß man zum Besten Einiger, denen es nicht einmal zu Buch schlägt, die Nation benachtheiligt. Mißglückte Versuche müssen zum Nachdenken führen. Hat man die Frage schon auf- 20 geworfen, ob ein kleines abgeschlossenes Land, falls es nicht im Stande ist seinen Fabrikaten auswärtigen Absatz zu verschaffen, auch nur im Stande ist, damit seinen eigenen gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen? Sie selbst wissen besser, was alles dazu gehört, und ich be- 25 gnüge mich, diese Frage nur hinzuwerfen. — Übrigens bedaure ich dieses Dänemark, wie es heute aussieht. Das ehemalige gewaltige Reich der drei nordischen Kronen hat etwas Tragisches. Es opfert sich dem Glanze seiner Erinnerungen. Das Königreich ist zu klein geworden unter 30 den Königreichen, die Nation ist zu klein geworden unter den Nationen. Beides fühlt sich nur zu schmerzhaft in einem Zeitalter kolossaler Dimensionen. Aber das Erstere ist schlimmer als das Letztere. Völker theilen sich ihre Gedanken und Erfindungen mit; Könige stellen sich ihre 35 Soldaten gegenüber. Völker sind gleichberechtigte Existenzen; Könige und Dignitäten in ungeheuren Abständen. Wer

zöge, um diesen Gedanken durch ein Beispiel klar zu machen, wer zöge die Nation der Dänen unter die Nation der Russen herab, wenn vom Vergleich ihrer National=existenzen die Rede ist. Dagegen, wer vergliche auch nur 5 das winzige Königreich Dänemark mit dem kolossalen russischen Kaiserreiche? Oder, diesen Gedanken auf andere Weise erläutert: Durch Wegnahme Norwegens ist nicht sowohl der dänischen Nation von der schwedischen, sondern der dänischen Monarchie von der schwedischen eine Be= 10 leidigung zugefügt; was sich auch dadurch bewahrheitet, daß die frühere Erbitterung zwischen beiden Nationen seit jener Zeit nicht im Steigen, sondern in Abnahme erscheint. Finden Sie darin eine Spitzfindigkeit? Sie schütteln den Kopf; Sie geben mir Recht? — Vollkommen, sagte der 15 Fabrikant. Doch lieben die Dänen ihren alten König zu sehr, um nicht mit seinem Schmerze zu sympathisiren. Ich habe sie weinen sehen, wenn er sich nahte. In der That, man liebt ihn, wenn man auch sonst nicht zufrieden ist. Der Nationalstolz trägt dieselbe Falte auf der Stirn, 20 wenn von England, von der Flotte, die Rede ist. — Dann die zusammenerlebten Schicksale, die lange Zeit seiner Regierung, seine entschiedene Vorliebe für die dänischen Erblande und alles Dänische (er war der erste Oldenburger, der nicht Frederik unterzeichnete), sein prunk= 25 loses Privatleben, seine stets nüchterne maßliebende Natur, alles dieses fesselt an seine Persönlichkeit, und macht so=gar das häusliche Leid, das über ihn verhängt ist, zu einem Unglück in der Nationalfamilie. An seine Dynastie aber knüpfen sich so viel nationalhistorische Erinnerungen, 30 daß man nicht ohne Teilnahme dem drohenden Untergang dieser Dynastie entgegen sehen kann. — Doch scheint mir, fiel ich ihm ins Wort, die Nation ist zur Benutzung aller Chancen entschlossen! Hat sie wirklich so viel Klugheit und Energie, um von einer verfallenen politischen Größe 35 zu abstrahiren und mancherlei mittelaltrige, besonders den Landbau und Landbesitz drückende Institutionen zur Wohl=fahrt des Landes umzugestalten, was wäre dann verloren?

Dänemark wird niemals reich werden; aber die reichen Länder, wie England, sind sie darum glücklich? Dänemark ist auf primitive einfache Zustände angewiesen. In der That gibt es nichts Naiveres, als den dänischen Landmann; aber er ist träge, gedrückt, und vom agronomischen Kulturgange beinahe völlig ausgeschlossen. Die Spuren des Feudalismus sind noch zu tief eingeschnitten in seinem Wesen. Was habe ich sehen müssen auf Seeland und Fühnen! Eine arme Frau rutschte auf den Knieen in's Zimmer der gnädigen Gräfin, um dieselbe anzubetteln, sie küßte der Gnädigen die Schleppe des seidenen Kleides. Wenn wir spaziren fuhren, riß sich die baarhäuptige Dorfjugend in den struppigen Haaren und zog ihren Kopf gleich einer Mütze, beinahe an die Erde. Das sind böse Zeichen, und wie viel andere aus der großen Verzweigung könnte ich anführen? Doch wird die Zeit und ihr Geist das alles umgestalten. Dänemark wird keinem glänzenden, aber einem bescheidenen blühenden freundlich glücklichen Lose zuwachsen. Wahrhaftig, das ist meine Ansicht; und ich möchte sie allen Dänen zum Trost zurufen.

Der Fabrikant drückte mir die Rechte. Allerdings, sagte er, der grüne Boden selber ist die festeste Basis unserer Zukunft; diese Inseln sind ungeschliffene Juwelen. Glänzendes vom Fabrikwesen erwarte ich auch nicht, doch vielleicht mehr als Sie.

Meine Erwartung, sagte ich, geht auf das Hinlängliche, auf alles, was sich für einfache Zustände eignet. Man scheint bei Ihnen in der technischen Nachahmung noch so sehr zurück, daß die technische Erfindung wohl noch lange nicht an die Reihe kommen wird. Und, fügte ich lächelnd hinzu, wie schwer hält es, daß die Erfindung ihren alten Gang verändert, und sich von Norden nach Süden, statt wie herkömmlich, von Süden nach Norden verbreitet. Denken Sie an Ihre vaterländische rothe Grütze. Hat dieses köstliche Gericht, das ich zuerst im Esromkloster, am Ufer jenes lieblich hingegossenen Sees auf die Zunge nahm, sich über das linke Elbufer mehr

als sporadisch ausgebreitet? Im Bremischen hab' ich's zuletzt gegessen; in Braunschweig kennt man keine rothe Grütze mehr!

Der Fabrikant lachte und diese Wendung gab unserer 5 Unterhaltung eine heitere anekdotische Richtung.

Da ich aber in diesem Reisebericht etwas Besseres zu thun habe, als Anekdoten aufzutischen, und die zufälligen Blumen des Gesprächs einzusammeln, so will ich diese Diatribe mit etwas Nützlichem für meine Leserinnen ab- 10 schließen, nämlich mit einem Rezept zur Bereitung der rothen Grütze. Nimm: Zucker, Johannesbeerensaft, und nicht eben Grütze, sondern ein beliebiges feineres Mehl- fruchtkorn, und schüssele diese wohlvereinigten Elemente in glatter, appetitlicher Form deinen Gästen auf.

15 Soll ich nun vom schönen Wetter, von der glücklichen Fahrt sprechen? Wen interessiert das? Nur die Stürme und das Unglück machen sich auf den Wellen interessant. Nicht einmal Seekrankheit an Bord, obgleich Damen in der Gesellschaft waren. Was letztere betrifft, — Ham- 20 burgerinnen — so habe ich kein Recht zu verlangen, daß sie hübscher gewesen sein sollten. Eine Vergleichung mit meiner letzten weiblichen Reisegesellschaft an Bord des Willem de Eerste, hielten sie freilich nicht aus. Unter den Passagieren befand sich ein Sohn des Feldmarschalles, 25 Fürsten Wrede, Offizier, wie so viel Tausend andere Deutsche in russischen Diensten. Sodann ein russischer Legationssekretair, der mit leichter Hand Porträte skizzirte. Von den übrigen zeichne ich ein Paar junge Leute aus, Ungarn, die des Morgens im bunten Schlafrock und in 30 goldgestickten Pantoffeln auf dem Verdeck spazirten. Den Einen von diesen wird der Leser in Amsterdam wieder- finden; in Amsterdam dessen unansehnliche Thürme endlich in der Tiefe der Südersee sich vor unsern Blicken erhoben.

II.

Literatur.

Medias in res.

Tieck. — Musenalmanach. — Ein neuer Operncomponist. — Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. — 5 Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Jahrbuch schwäbischer Dichter. — Purpurviolen. — Ein Speculant.

G.

Früher war das herbstliche Erscheinen der Taschen- 10 bücher immer das Signal zu literarischen Aequinoctialstürmen. Jetzt blenden die Goldränder dieser Publikationen nicht mehr: wären die Taschenbücher nicht durch sich selbst, durch ihre frühere, glänzende Epoche Bedürfniß geworden, die Theilnahme, die sie jetzt allmählig verlieren, würde 15 mit einem Schlage verloren sein. Urania ist der einzige Almanach, welchem man mit einiger Spannung entgegensieht. Man weiß, daß man hier eine Novelle von Tieck findet, die unsere Phantasie und unser Urtheil beschäftigen wird. Man erwartet von diesem übrig gebliebenen Namen 20 nicht nur etwas Poetisches, wie immer, sondern jetzt sogar etwas Interessantes, des Dichters Polemik gegen den Zeitgeist. Zugleich blickt man keinem Gegner mit mehr Ruhe in's Auge, denn man weiß, daß es Tieck eben so sehr an Muth, wie an Kenntniß der Sache fehlt. Es ist 25 eine doppelte Unterhaltung, eine mit, und eine über den Dichter.

Tiecks Eigensinn und Laune in der neuesten Urania beginnt, wie es sein Name mit sich bringt, ohne

Plan, ohne Ernst, etwas faselhaft. Doch plötzlich erhebt sich die Erzählung, wenn auch durch einen unnatürlichen, linkisch abgeschmackten Coup, die Liebe eines geistreichen Mädchens zu einem Kutscher, in veritablere Gegenden und
5 Verhältnisse, erhält sich lange Zeit in einer interessanten, psychologisch-feinen, also bei Tieck ganz neuen Sphäre und verliert erst dann ihren Gehalt und Zusammenhang, wo der Dichter die Moral und die Polizei zu beschwören beginnt. Auch Tieck leitet den Zeitgeist aus den freien
10 Sitten her, und läßt den Liberalismus in den Spitälern sich rekrutiren. Bisher glaubte man immer, daß aus der Gicht die romantische Schule, aus einem krummgezogenen Rücken die Andacht zum Kreuze entstand; allein die servile und romantische Schule redressirt den Vorwurf und leitet
15 die Freiheit, deren Gedanken noch immer aus übergesunden, träumerischen, und wenn man will, vollblütigen Jünglingsköpfen entsprungen sind, aus einem moralischen Miserere her, das man bisher nur an ihr zu riechen vermieden hat. Es kommen vortreffliche Maaßstäbe in unserer Literatur
20 auf. Ganz neue Prinzipien ersinnen unsere schachmatten Gegner. Die Phalluspriester predigen Buße. Tieck, der froh sein mag, daß man die den Sinn gefangen haltende romantische Zaubernacht nicht einmal mit neugieriger Fackel erleuchtet, will die frommen und edlen Tendenzen unserer
25 Zeit aus Verstößen gegen den moralischen Imperativ herleiten. Wäre die Metamorphose nur consequent! Tieck mußte diese Erzählung, wenn er sich und nun auch dem Anstande treu bleiben wollte, Leichtsinn und Laune nennen, da aus Eigensinn noch keine Frau gesunken ist.

30 Aermlicher als je fiel diesmal der von Schwab und Chamisso besorgte Musenalmanach aus. Vögel genug im deutschen Dichterwalde, aber diesmal so viel Spatzen, daß man auf die Vermutung kömmt, die zählbaren Nachtigallen suchten nach einem mittelmäßigen Hintergrunde für Klänge,
35 welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung Anast. Grüns mit dem italiänischen Impro-

visator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. Chamisso rührt, wenn er sein Alter erwähnt: frisch und poetisch sind nur die Gemälde Freiligraths, dieses deutschen Victor Hugo, der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom, von 5 G. Pfizer, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein Römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt heraussingt. Selbst Nikolaus Lenau bleibt dem Ziel fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. 10 Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen Wolfgang Menzels, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalene zusammenhält. Weniger hart beurtheilen wir sie, wenn man den Maaßstab der Oper an sie legt. Für dieses Genre der Dichtung beurkunden sie 15 ein zwar nicht seltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen
Stößt den Nachbar man zurück,
Rosen läßt sie niederregnen, 20
Sie zu haschen — welch' ein Glück!

Ferner:

Zürnend spricht er: meine Töne
Seyd verstummt, verstummt mein Herz?
Diese zauberische Schöne 25
Hat in ihrer Brust kein Herz.

Schikaneder würde sich nicht besser ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenschritte
Kommt die Liebliche daher, 30
Sieht sich auf des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Blitz so plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder, 35
Und — dahin ist all' ihr Glück!

In diesen trivialen Phrasen geht es fort. „Diese schöne Liebeskranke lässest du in Gram vergehen?“ „Barbar, du bleibst so kalt?“ „heiße Liebesqual“ „bittre Liebespein.“ Sollte einst Herr von Liechtenstein aufhören, die
5 Texte der französischen Opern in's Deutsche zu übertragen, so werden wir uns freuen, Herrn Menzel in seine Stelle rücken zu sehen.

Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal — heißt vielleicht der ergreifendste Roman, der seit Werther ge-
10 schrieben und geschehen ist. Man kann ein vielbeweintes Ereigniß nicht poetischer erfinden, als es hier eine sonderbare Verkettung gesellschaftlicher Pflichten und Interessen that. Das Schicksal war hier der ergreifendste Dichter und der, welcher seine Eingebung aussprach, hatte den
15 richtigen Takt, ihm gegenüber sich nicht zu nennen.

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablöste. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare,
20 sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen
25 Begriffes: Mensch voraussetzte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, was sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

30 Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegen-
35 wart, der Orient statt des Vaterlands, die Goethesche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da

sie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypocondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war soviel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der Königl. Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das soviel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte finden, sann sie: der Faden, der sie durch das

Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen leitenden rothen Faden. Der Schlüssel seiner Zukunft würde, wie in dem Märchen, in Blut gefallen sein, und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt: zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder aus Schwäche, (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt) sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft wo Freude auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath gegeben, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einsatz desselben herauskäme. Da war Spanien, da ist Südamerika: da sind überall Gräber offen. Er suchte sie nicht. Er blieb zurück. Es giebt vielleicht einen andern Weg, sich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gieb die Leier hin auf ewig! berühre sie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: sei nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotten nicht mehr deine Liebe oder deine Muse — sondern deine Frau und sage dreist, daß du sie nach deinem Gefallen behandeln konntest. War sie deinen Tugenden angetraut, so war sie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn sie starb, so war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber stolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kömmt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivetät, zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt sich in seinem eigenen Urtheil der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint, und nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundts Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich finden würden, die aber lapidarisch hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermißten. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber

eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu
5 trotzen mit Rosen und zarten Gefühlsergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man, den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um das aus-
10 zumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Das nicht weniger Schmerzliche an dem Gegenstand dieses Buches ist das Urtheil der Welt. Leute, die aus ihren gewohnten Daseinskreisen niemals einen Blick werfen
15 auf das, was neben ihnen ächzt und leidet, werden dies Ereigniß immer auf eine plumpe Weise angreifen. Ja sogar die literarische Kritik bemächtigt sich der letzten Instanz und kombinirt zur Feststellung des Thatbestandes Dinge verschiedensten Ursprunges. Menzel, der es jetzt ahnt,
20 daß seit drei Jahren sich in Deutschland die ergreifendsten Dinge entwickelt haben, daß eine neue Tendenz ihren Strom so gewaltig genommen hat, daß ein mit Vernachlässigung, Denkscheu beladener und am Vordertheil rund abgestumpfter Kahn ihm nicht mehr die Spitze bietet,
25 mußte, um diese drei Jahre nachzuholen, auch Charlottens erwähnen. Bettina und Rahel paaren sich zu ihr. Rahel hat zu viel Freunde in Deutschland gewonnen, als daß ich ihre Rechtfertigung zu übernehmen brauchte: nur über Charlotte und Bettina eine kurze Entgegnung.

30 Mit einer Phrase will Menzel eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur: G o e t h e ' s B r i e f w e c h s e l m i t e i n e m K i n d zerstören. Sie ist so zugestutzt, diese Phrase, daß in ihr die Macht des inneren Widerspruches liegen soll. Es ist eine Antithese, von der
35 Art, wie man sie durch ein Dutzend Andere aufheben kann. Menzel schließt: „Bettina liebte Goethe; das ist gut: sie gibt das Geheimniß ihres Herzens heraus, das

ist unweiblich.“ Die gesunde Vernunft spricht aber so: „Bettina liebte Goethen; das ist gut. Sie kam von ihrem Irrthum zurück: das ist noch besser. Aber sie konnte nicht aufhören, ihn zu achten. Sein Genie versöhnte die Frau, die durch sein Herz als Mädchen be- 5 leidigt war. Sie war ihm aber werth gewesen, sie hatte, um ein unschönes aber richtiges Bild zu gebrauchen, wie ein umgekehrter Teufel immer nach ihrer Entfernung einen englischen, seraphischen und poetischen Duft bei ihm zurückgelassen, ihre sylphenhafte Erscheinung trat oft plötzlich 10 aus den Wäldern hervor, in welchen sich Goethe's Phantasie erging, sie ist ein Beitrag zu seinem Leben: warum sollte sie nicht eilen, ihn zur Freude Deutschlands öffentlich zu geben? Sie hat das Stuttgarter Literaturblatt nicht befragt. Sie hat ein großes Verbrechen begangen.“ 15

In Betreff der Charlotte Stieglitz, so soll ich nicht geringe Schuld an ihrem Tode tragen. Ich habe das liebe Wesen nicht gekannt. Meine Schriften las sie vielleicht nicht. Ich habe früher und jetzt die Schuld ihres Todes auf den Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Irrthümer 20 geschoben. Ich habe in dieser Tragödie einen kräftigen Mann, eine entschiedene Willenskraft, kurz eine zweite Person vermißt, die die erste werden und aus der Tragödie ein ernstes Lehrgedicht für Frauen hätte machen können. Menzel, sonst immer bereit, das erste Prinzip der materia- 25 listischen Philosophie: Kraft den moralischen Handlungen als Prüfstein anzulegen, Menzel, der den größten Werth auf eine gewisse gemüthlose, bäurische Ungeschlachtheit legt; Menzel, der immer geneigt ist, die Weiber für die Schatten der Männer zu halten, vergißt hier plötzlich seine eigene 30 Natur, läßt die fatale zweite Hauptgestalt der Tragödie im Dunkeln vorüber huschen, und imputirt der jungen Literatur den Selbstmord einer Frau, die nur ihren Mann, ihre Liebe und in ganzer Vollkommenheit sich selber kannte. Die junge Literatur soll von der Emancipation der Frauen 35 gesprochen haben, da sie doch nur von der Emanzipation der Liebe sprach. Menzel, in dem schmerzlichen Gefühle,

allein zu stehen mit der Art, wie er die Kritik neuerdings begonnen hat, entblößt vom Rückhalte der deutschen Schriftsteller, die, wenn sie von der Nation gehört werden, sich um das Centrum der jungen Literatur geschaart haben, 5 und zuletzt das Mißliche eines Kampfes ahnend, wo man dem Gegner Muth, Taktik, Jugend, scharfe Waffe und eine Art Berechtigung, auf dem Platze erscheinen zu dürfen, nicht absprechen darf, ruft die Dichter und die Theologen auf, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir erschrecken nicht, 10 weder vor den Versen der Einen noch den Anathemen der Andern: nur schmerzt es, daß dieser Tumult über dem Grabe einer unglücklichen Frau sich erheben soll, über dem der Himmel schon durch einen ganzen Sommer eine friedliche Blumendecke wachsen ließ.

15 Meine Freunde und ich wissen zu gut, daß das beste Mittel gegen Menzels Lamentationen Fortsetzung unserer bisherigen positiven Schöpfungen ist. Wir sind sparsam mit dem Raume, den wir der Polemik in der deutschen Revue gestatten und erwerben uns gewiß den 20 allgemeinsten Beifall, wenn wir Menzels Angriffe mißachten und in unserer Bahn freudig vorwärts gehen. Nur eine Bemerkung möge, um von schmerzlichen Erinnerungen in das Getriebe unserer Literatur überzugehen, hieher gestellt sein.

25 Die Dichtkunst war von jeher eine Inspiration, in welcher die Seele mit den traumartigen Zuständen des Rausches verglichen wird. Läßt der Enthusiasmus den Dichter frei, so kann er selbst, betrachtend, sinnend und beurtheilend über seinem Werke stehen. Er vermag es, 30 sich selbst seinem Gedichte gegenüber zu stellen und es im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen aufzufassen. Es ist zufällig, daß ich der ausgesprochenste Autor einer neuen Phase unserer Literatur bin. Ich will mich in die Illusion versetzen, daß ich es nicht wäre, daß meine 35 Schriften den Namen meiner Freunde trügen, daß diese selbst schon ausgeführt hätten, was sich in ihren Plänen gestaltet, und daß ich nichts als Kritiker wäre.

Es handelt sich um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden; aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnittsintelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben spiegelt und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größeren Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen größeren Kritiker, als Menzel, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte nur vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich nenne hier nur das Äußerste; aber eine Literatur, welche die Masse portraitirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa niemand anders ist, als du selbst, führt so weit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es giebt nur zwei Endziele, für welche sich das

Genie begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit
ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen
wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jetzt weniger
durch Handeln, als durch Dulden. Jene Rennbahn, die
5 das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen.
Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern
ist es nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und
keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag
10 nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken.
Wo stehen wir? wir gehören der Welt und der Nation
an. Wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das,
was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so
groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die
15 Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist Goethe,
Schiller, da ist Klopstock, Herder, Wieland. Da sind die
Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: Jean Paul,
Hoffmann. Wir werden viel aufbieten müssen, um der
20 deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns
aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der
um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das
Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar
die Hand drücken und die Häuser Reiherum besuchen und
25 nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen.
Wir werden uns nur ungefähr soviel Zuhörer denken, als
Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den
letzten zwanzig Jahren gerade diejenigen productiv mit
30 der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu
hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art etwas,
was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im
Voraus, daß dasjenige, was sich auf die Literatur warf,
immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war,
35 was in Deutschland grade aufgetrieben werden konnte.
Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den
Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig

und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Productionen anzogen. Es schien, daß diese subjective Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als Heine, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit 5 zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechselung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der 10 Masse imponirt. Subjective Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von der neuen Poesie etwas zu erwarten hat, was gegen die Restaurationsperiode den Vorsprung der Genialität voraus hat.

Was ist Poesie? Homer wußte es; aber die Home- 15 riden waren schon im Zweifel. Aeschylus wußte es. Euripides tastete. Dante und Boccacio wußten es: Sacchetti fand sich nicht zurecht. Shakespeare wußte es: Ben Johnson glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über das, was Poesie 20 ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe. Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie 25 abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden wird dann eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte Schiller sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde 30 wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre Goethe mit seinem Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht, wenn auch nicht so inconsequent, wie Schiller, weil Goethe dem Wahren von Hause aus näher stand, als Schiller. Aber für beide 35 darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsre Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unsrer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen
5 ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um etwas zu erwähnen, was jeder kennt; wie konnte sich aus der Abgeschmacktheit der Peau de Chagrin die Unüber-
10 trefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzacs Genie, das sich früher so wenig wie jetzt außer Zweifel setzen ließ! Lelias hinreißende Poesie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres
15 Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht. Ich erwähne deutsche Bestrebungen diesmal nicht.

Aber auf den Unterschied zwischen Nation und Publikum komme ich zurück, wenn es sich um die Kritik und die Rolle handelt, welche sie in diesen Gährungen
20 übernehmen soll. Die Gährung geht nicht in der Nation vor, nicht auf offenem Markte, sondern im Bereich der Kunst, in den abgelegenen Gärten der Poesie. Darf die Kritik an die Nation, an die Massen, die nicht fünf zählen können, verrathen, was sich in den abgesonderten
25 Gebieten der Literatur begiebt? Ich mach' es ihr streitig, dieser Kritik, die nur historische und politische Maaßstäbe für das Reich des Gedankens und des Ideals hat, die in einem Athem über Goethe und eine Ständeversammlung spricht. Es ist elend, die einzelnen Phasen im poetischen
30 Gährungsprozesse unserer Zeit abzulauschen und sie noch ganz warm heraus zu tragen vor das versammelte Volk, das immer bereit sein wird, goldne Himmelsgestalten in Nachttöpfe umzuschmelzen. Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer letzten
35 Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaftig um Succurs zu bitten.

Brechen wir diese ernsthaften, vielfach weiter aufzu-

nehmenden Untersuchungen ab, und erwähnen noch einiges, was uns an Büchern in jüngster Zeit begegnet ist.

E. Mörike und W. Zimmermann konnten bei Herausgabe des Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten unmöglich von dem Gedanken ausgehen, 5 daß die Poesie eine Sache der Provinz sei. Wir wüßten in den Gedichten und Novellen dieses Jahrbuchs nichts, was nicht ebenso gut von einem Rheinbaier oder Ostpreußen könnte gesungen oder erfunden worden sein. Die Trauerweide wirft überall ihre hängenden Zweige in 10 mondbeschienene Seen, überall kündigt das Schneeglöckchen den Frühling an, überall kann man sein Mädchen mit einer Rose vergleichen, welche auch ihre Dornen hat: dazu braucht man nicht in Schwaben geboren zu sein. Wir glauben also, daß die Herausgeber nur eine poetische 15 Sammlung von Freunden geben wollten, die sie gerade in der Nähe hatten.

Man lese dieses Jahrbuch! Es weht ein frischer und schöpferischer Geist darin. In Gefühlen, Bildern und Situationen wird nichts Ungewöhnliches geboten. Die 20 Beiträge von A. Treuburg, hinter welchen sich Repetent Vischer in Tübingen versteckt, sind in Scherz und Ernst originell und leiten eine Bekanntschaft ein, die wir zum Besten der Poesie fortgesetzt wünschen. Die naive Dreistigkeit seiner Conceptionen überrascht und führt uns lebhaft 25 jene langen schwäbischen Jünglinge vor, hinter deren beschränktem und etwas ungewissem Wesen sich oft der launigste Schalk verbirgt. Die Novelle von E. Mörike hat in der Mitte eine Klippe nicht vermieden. Der Uebergang ins Märchenhafte sollte immer das Interesse steigern, aber 30 der vortreffliche Anfang des Schatzes überragt bei weitem die nachfolgende Entwickelung, die in ihrer diminutiven Märchenmaschinerie die Theilnahme herabstimmt. Der Volkston dieser Dichtung ist wahrhaft ergötzlich.

Wir glauben noch eine besondere Stellung dieses 35 Jahrbuches zu entdecken, welche seiner Erfindung einen äußerlichen Werth giebt. Man weiß, mit wie vieler

Prätension sich in Schwaben eine poetische Clique zusammengethan hat, welche ihren Fürsten, ihre obern und untern Räthe und Beisitzer hat. Wir brauchen Niemanden zu nennen, als den Ceremonienmeister derselben, Gustav 5 Schwab. Gegen diese Männer bildet das Jahrbuch Opposition und scheint angelegentlichst beflissen zu sein, vor dem übrigen Deutschland den Beweis führen zu wollen, daß nicht alle Schwaben an die Seherin von Prevorst glauben, daß sie nicht alle an dem Uebel der 10 Balladerei („das war der edle Möringer!") leiden, daß es noch gesunde, frische, nicht nach der Poesie tastende und darum keine affektirten Menschen im Lande gäbe. Ich stelle den Geist, der in dem Jahrbuch weht, höher als jenen, der nur Uhland nachahmt, als jenen, der wie 15 in G. Pfizer, Griechenthum und protestantische Theologie vermählen will. Es sind noch keine Meisterschüsse, welche im Jahrbuche fallen; aber man sieht, mit welcher Heiterkeit, mit wie weniger Künstelei diese jungen Männer ihre Gegenstände auf's Korn nehmen. Sie sind keine Kost-20 verächter, sie setzen keck an, treffen immer, bald einen Sperling, bald einen Auerhahn. Ich gestehe, daß mir die Poesie immer das Produkt der Unbefangenheit, niemals des Calcüls oder der Reflexion gewesen ist.

Ich will im nächsten Hefte von einem neuen Buche, 25 das Heinrich Laube herausgegeben, sprechen, und fühle, wie schwer der Uebergang von einer Poesie der Thäler und Abendglocken zu jener des Schmerzes und der Zerrissenheit ist, welche im gegenwärtigen Augenblicke das Uebergewicht in Deutschland bekömmt und sich wahrschein-30 lich zu einer literarhistorischen Epoche gestalten wird. Zimmermann, Mörike und Vischer sind gewiß nicht ohne philosophische Spekulation, aber das formelle Interesse, die Concentration irgend einer poetischen Erfindung überwiegt in ihren Abstraktionen, sie bedienen sich des Ge-35 dankens kaum anders, als zu einer Unterlage für ihre Phantasie. Die beiden Letztern kommen auf diesem Wege schwerlich über eine gewisse Aehnlichkeit mit Tieck und

Hoffmann hinaus und können, fortfahrend in begonnener Weise, zuletzt wohl keinen andern Ruhm sich als Ziel aufstecken, als den, die zufälligen Zusammenwürfelungen der W. Hauff'schen Muse zu vermeiden. Ich möchte diese ausgezeichneten Talente auffordern, sich entschieden einer Tendenz anzuschließen, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, Niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affizirt zu werden. Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Conception, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsre Sache machen könnte.

Purpurviolen der Heiligen, von J. B. Rousseau, ein Unternehmen, auf zehn Bände berechnet, also ein ganzer Garten dieser pretieus gewählten Pflanzenart. Alle Märtyrer der christlichen Kirche treten hier in ihrem katholischen Glorienscheine auf, und jeden Protestanten überfällt eine Art Scham, daß nur die andere ältere Schwesterkirche das Andenken jener unglücklichen Männer feiert, welche für die Wahrheit der christlichen Kirche gestorben sind. Bluteten sie nicht auch für dich, Luther? für dich, Calvin? für dich, Zwingli? Warum betet nur der Katholik zu ihnen, warum überließet ihr es einem Phantasten, wie Herr Rousseau ist, auf euer Haupt feurige Kohlen zu sammeln?

Diese Legendensammlung hat für mich zwar wenig erbaulichen, aber desto mehr poetischen Werth. Man thäte dem Herausgeber Unrecht, wenn man seine Aufrichtigkeit in Zweifel zöge. Er ist begeisterter Katholik jener ästhetisirenden Art, die durch Schlegel am edelsten repräsentirt wird. Jedenfalls ist mir sein Werk lieber als Perlen der heiligen Schrift, die ein Stuttgarter Buchhändler, um einen Fang zu machen, aus der Bibel aufgefischt hat. Das heilige Wort Gottes, das Jedermann in seinem Hause hat, wurde von Herrn Liesching excer=

pirt und zu dem Zwecke bearbeitet, gegen die Frivolität unserer Tage anzukämpfen. Ich glaube aber, ihm lag die Frivolität weniger am Herzen, als die Kreuzer, welche er nebenbei von seinem Kreuzzuge profitiren will. Es
5 scheint mir sicher, daß unter den Wechslern, welche Jesus aus dem Tempel trieb, sich auch einige Buchhändler befunden haben.

G.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

